

Rother Baron:
Gespräche mit Paula



Auf Paulas kleiner Südseeinsel gibt es keine Gefängnisse und keine Armee, keine Parteien und keinen Besitz. Vieles von dem, was für uns selbstverständlich ist, betrachtet sie deshalb mit staunenden Kinderaugen.

© [Literaturplanet](https://www.literaturplanet.de/), überarbeitete Fassung 2024

Inhalt

Wie ich Paula kennengelernt habe	5
Die Egoismusfalle	12
<i>Gespräch über Geld und Eigentum</i>	
Staffelarbeiten	25
<i>Gespräch über Arbeitsteilung und Lohnpyramiden</i>	
Die Würde des Produzenten	35
<i>Gespräch über die Globalisierung</i>	
Die Muschelkonferenz	44
<i>Gespräch über das Steuerrecht</i>	
Das Versöhnungsgespräch	54
<i>Gespräch über das Strafrecht</i>	
Das Spiegelprinzip	68
<i>Gespräch über Lärm und Freiheitsrechte</i>	
Der Palmweinkonvent	79
<i>Gespräch über Wahlrecht und Parteien</i>	
Der Pulsschlag Gottes	93
<i>Gespräch über Tierrechte und Religion</i>	
Die interinsulare Polizei	103
<i>Gespräch über das Militär</i>	
Der Aussteiger	113
<i>Gespräch über das Wirtschaftswachstum</i>	
<i>Bildnachweise</i>	131

Über den Autor:

Rother Baron wurde 2012 im Netz geboren, wo er auch heute noch in seiner Blog-Hütte lebt und arbeitet. Es kursieren Gerüchte über einen Zwilling von Rother Baron, der in dem Paralleluniversum lebt, das man "analoge Welt" nennt. Aber diesen Gedanken findet Rother Baron so gruselig, dass er es vorzieht, sich nicht damit zu befassen. Immerhin steht es jedem frei, ihn in seiner Netz-Welt zu besuchen: rotherbaron.com.

Zu den *Gesprächen mit Paula* gibt es einen Begleitband mit vertiefenden Essays zu den einzelnen Gesprächen ([Palmweinphilosophie](#), erhältlich als PDF und als E-Book).

Die Essays sind auch einzeln auf *rotherbaron.com* abrufbar und tragen folgende Titel:

1. **Geld und Besitzdenken.** Wie die Geldwirtschaft unsere Psyche beeinflusst
2. **Arbeit und Mehrwert.** Vorüberlegungen für eine menschenwürdigere Gestaltung des Entlohnungssystems
3. **Geistesgift Gier.** Zur Genese und Bekämpfung ausbeuterischer Arbeitsverhältnisse
4. **Der Gestank des Geldes.** Zur Steuer(un)moral des Staates
5. **Das Gefängnis als Modell der Gesellschaft.** Michel Foucaults Gefängniskritik und die Realität des Strafvollzugs
6. **Die Freiheit des Rasenmähenden.** Lärm als verfassungsrechtliches Problem
7. **Volks- und Parteienherrschaft.** Wie der Parteienstaat die Demokratie untergräbt
8. **Homo bestialis.** Der Schlachthof als moralischer Offenbarungseid
9. **Todesehnsucht und Tötungsauftrag.** Über einige Besonderheiten des Tötens im Krieg
10. **Inneres und äußeres Wachstum.** Die Paradoxie eines nachhaltigen Wirtschaftswachstums

Wie ich Paula kennengelernt habe



Eine Halluzination?

Obwohl ich Paula nun schon seit mehreren Jahren kenne, ist mir noch immer vieles an ihr ein Rätsel. Wenn sie gerade nicht bei mir ist, frage ich mich manchmal sogar, ob ich mir ihre Existenz womöglich nur einbilde – ob es sich bei ihr also um ein reines Hirngespinnst handelt, ein Trugbild, das meiner Phantasie entsprungen ist.

So ist es mir mit ihr im Grunde schon immer ergangen, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an. Als ich sie zum ersten Mal gesehen habe, war ich gerade auf dem Weg zum Kiosk an der Ecke, um mir meine Morgenzeitung zu holen. Da kam mir Paula plötzlich auf der Straße entgegen.

Mit ihrem Wickelkleid, auf dem exotische Vögel in knallbunten Farben schrien, dem wie aus Ebenholz geschnitzten Gesicht, den dichten schwarzen Haaren, in denen das Sonnenlicht Funken zu schlagen schien, und ihren geschmeidigen Füßen, deren Glätte einen auffallenden Kontrast zu dem rissigen Asphalt bildete, wirkte sie so fremdartig auf mich, dass sie mir vorkam wie eine Halluzination.

Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden, ihre Erscheinung fesselte meinen Blick – und so war es auch nicht weiter erstaunlich, dass Paula mich ansprach. "Sagen Sie", fragte sie mich mit dem getragenen Singsang, der all ihre Sätze durchzieht, "bin ich hier richtig in Europa?"

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich danach gebraucht habe, um den Mund wieder zuzuklappen, und ich erinnere mich auch nicht mehr daran, was ich schließlich geantwortet habe. Klar

ist jedoch, dass ich ihre merkwürdigen Worte in der naheliegendsten, wohl einzig denkbaren Weise gedeutet habe – nämlich so, dass es sich bei ihr um eine illegale Einwanderin handle, die gerade irgendwo von einer finsternen Schlepperbande aus dem noch finsternerem Bauch eines Lastwagens gestoßen worden sei. Diese Deutung war für mich natürlich auch insofern vorteilhaft, als sie mir dabei half, alle Hemmungen zu überwinden und Paula umstandslos zu mir nach Hause einzuladen.



Die Tarnkappeninsel

Die Begründung, die Paula mir dann für ihren seltsamen Auftritt bot, klingt noch heute wenig glaubwürdig in meinen Ohren. Sie lebe, erzählte sie mir, auf einer Südseeinsel, auf die noch nie ein Fremder seinen Fuß gesetzt habe. Wie es möglich sein kann, dass ihr Südseeparadies noch nicht von den Spähaugen der allgegenwärtigen Satelliten erfasst worden ist, konnte Paula mir nicht erklären.

Vielleicht liegt es ja daran, dass das zerklüftete Gestein, aus dem die Insel größtenteils bestehen soll, von oben wie ge-

kräuselte Wellen aussieht. Möglicherweise gibt es auch eine ganz bestimmte Art von Strahlung ab, die sich wie eine Tarnkappe um die Insel legt und auf näher kommende Schiffe eine ähnliche Abstoßungswirkung hat wie ein gleichartiger Magnetpol für den anderen.

Jahrhundertlang, so stellte Paula es mir gegenüber dar, seien sie sich in ihrem kleinen Reich selbst genug gewesen. In letzter Zeit seien jedoch von den anderen Inseln in ihrer Umgebung, mit denen sie Handel trieben, beunruhigende Nachrichten zu ihnen vorgedrungen. Diese legten den Schluss nahe, dass die technische Entwicklung schon in naher Zukunft eine weitere Abschirmung ihrer Insel nach außen hin unmöglich machen würde.

So stellte sich die Frage, wie damit umzugehen wäre: Sollte man abwarten und darauf vertrauen, dass die bösen Vorahnungen sich nicht bewahrheiten würden? Oder war es vernünftiger, sich rechtzeitig auf den möglichen Kontakt mit dem Rest der Welt vorzubereiten?

Am Ende wählte man einen Mittelweg. Einerseits wollte man die Existenz der Insel so gut und so lange wie möglich vor dem Rest der Welt geheim halten. Selbst den Nachbarinseln wollte man weiterhin die genaue Lage der Insel verheimlichen. Zu deutlich hatte man die Entfremdung und die Zerstörungen vor Augen, die der Kontakt mit den Abenteuerreisenden, dieser Vorhut des Massentourismus, dort bewirkt hatte.

Andererseits beschloss man jedoch, eine Kundschafterin zu bestimmen, die jenseits der eigenen Grenzen völkerkundliche Studien betreiben und die "Terra incognita" näher in Augen-

schein nehmen sollte. Vielleicht könnte man dieser ja dadurch etwas von ihrem Schrecken nehmen und die Handlungsweise der Fremden – wenn sie denn eines Tages das Ufer der Insel betreten sollten – besser einschätzen.

Bei dieser Kundschafterin handelt es sich – wenn man ihren Worten Glauben schenken darf – um Paula. Nach einer Vorbereitungszeit, während der sie auf den Nachbarinseln Kontakte zu ausländischen Besuchern geknüpft und sich so langsam an die fremde Welt herangetastet hatte, hatte man sie schließlich mitten ins Auge des Orkans entsandt.

Paulas Geheimnisse

Eine schöne Geschichte – bei der allerdings doch einige Fragen offen bleiben. So ist mir beispielsweise unklar, wie Paula – wenn sie doch angeblich aus einer für andere nicht existenten Welt kommt – überhaupt die Grenzen anderer Länder hat überwinden können. Da sie anfangs weder über einen Pass noch über ein Visum verfügte, kann das im Grunde nur auf irgendwelchen Schleichwegen erfolgt sein.

Oder hat Paula hierfür vielleicht eine Scheinidentität angenommen? Hat sie womöglich gegenüber den Behörden eines anderen Landes so getan, als hätte sie ihren Pass verloren, um an ein offizielles Reisedokument heranzukommen?

Ich scheue mich, diesen Gedanken weiterzudenken. Denn in letzter Konsequenz zerrinnt Paula mir so vollends zu einer Schimäre. Wer garantiert mir denn, dass die Identität, die sie mir gegenüber annimmt, der Wahrheit entspricht? Muss ich

nicht damit rechnen, dass sie sich auch hier eine Maske überstreift, um ihr Inkognito zu wahren? Ist am Ende vielleicht sogar ihre Insel eine pure Fiktion, die sie nur aufrechterhält, um mich als Sponsor für ihre Reisen – der ich mittlerweile geworden bin – zu behalten?

In der Tat ist meine Beziehung zu Paula in dieser Hinsicht ziemlich einseitig. Mit ihrer Geschichte von dem vollständig abgeschotteten Inselreich, diesem mitten in der Welt klaffenden Schwarzen Loch, zwingt sie mich dazu, sie nicht näher nach ihrer Herkunft zu befragen und diese, soweit ich etwas darüber weiß, auch gegenüber anderen im Dunkeln zu lassen.

So heißt Paula in Wirklichkeit gar nicht Paula, und sie stammt auch nicht – wie manch einer vielleicht schon gemutmaßt hat – von der Insel Palau. Noch nicht einmal ich weiß, wohin genau Paula reist, wenn sie mich nach ihren periodischen Besuchen wieder verlässt. Ich buche ihr lediglich einen Flug in die – gemäß ihren Angaben – ihrer Insel am nächsten gelegene Stadt. Wohin und wie sie von dort weiterreist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Eben hierin liegt das Ungleichgewicht in unserer Beziehung: Ich bin Paulas Studienobjekt, das fremdartige Etwas, das sie mit ethnologischem Interesse seziert, während sie selbst nur so viel über sich und ihre Kultur preisgibt, wie ihr opportun erscheint – und selbst hierbei kann ich mir nie sicher sein, ob es sich nicht um pure Erfindung handelt.

Die Welt mit Paulas Augen sehen

Dennoch käme ich nie auf die Idee, die Beziehung zu Paula zu beenden. Ganz im Gegenteil: Ich bin fast schon süchtig nach ihrer Gegenwart, ich zähle die Tage bis zu ihrem nächsten Besuch, ich kann es kaum erwarten, dass die graue, paulalose Zeit wieder vorbei ist. Das liegt – ich gebe es zu – durchaus auch an Paulas exotischer Schönheit, an dem Südseehimmel, der mich aus ihren Augen anstrahlt, an der palmenhaften Anmut ihres Körpers. Vor allem aber ist ihre Anwesenheit für mich selbst immer wie eine Reise in eine andere Welt.

Wenn ich die Welt mit Paulas Augen sehe, kann ich aus dem Käfig meines Ichs ausbrechen, wie es mir sonst nur bei Reisen in ferne Länder möglich ist. Das ist, wie jede Reise ins Unge- wisse, oft auch beschwerlich. Am Ende steht aber doch häufig ein Gefühl der Befreiung, wie wenn man sich an einem kühlen Augustabend doch noch dazu aufgerafft hat, ein Bad in einem von der Sommerhitze aufgewärmten See zu nehmen.

So habe ich mich dazu entschlossen, einige meiner Gespräche mit Paula aufzuschreiben, um auch anderen Paulas Blick auf unsere Welt zugänglich zu machen. Letztlich ist es ja auch ganz egal, wie viel Wahrheit in dem Bild steckt, das Paula von sich zeichnet. Indem ich davon erzähle, kleide ich es ohnehin wieder in eine andere Fiktion – eine Fiktion, die auf der Liebe zu der Fiktion beruht, die sie von sich selbst entwirft.

Die Egoismusfalle
Gespräch über Geld und Eigentum



Einfahrt in den Bauch der Erde

Paulas Besuche bei mir laufen immer nach einem bestimmten Muster ab. Am Anfang stürzt sie sich stets in das Stadtleben, als würde es sich dabei um eine ewige Party handeln. Ich muss dann stundenlang mit ihr um die Häuser ziehen und geduldig mitansehen, wie sie jeden Hund anspricht, jedem bunten Kleid hinterherstaunt und sich an den braun gebrannten Oberkörpern der Bauarbeiter ergötzt.

Besonders liebt es Paula, in den zahlreichen Kramläden zu stöbern. Nicht, dass sie dabei nach irgendwelchem Nippes suchen würde, den sie als Souvenir oder Mitbringsel mit nach Hause nehmen könnte. Was sie an den Läden fasziniert, ist vielmehr – so hat sie es mir einmal erklärt – die sich in ihnen offenbarende Vielfalt von Dingen, in denen der menschliche Geist Gestalt annehmen kann.

Eine große Leidenschaft hegt Paula ferner für die U-Bahn. Schon bei der Rolltreppenfahrt in den, wie sie es nennt, "Bauch der Erde" macht sie jedes Mal ein Gesicht, als befände sie sich auf einer Expedition ins Innere eines Vulkans. Und wenn dann erst der Zug mit uns in das labyrinthische Tunnel-system eintaucht, tut sie regelmäßig so, als wäre diese Aller-weltsfahrt ein exotisches Abenteuer für sie.

Der Tunnel der Zeit

Einmal habe ich, genervt von der Enge und der stickigen Luft in den Waggons, einzuwenden gewagt, dass man in den Tun-

neln doch gar nichts sehe und es vielleicht reizvoller wäre, einmal eine Stadtrundfahrt zu machen.

"Aber das ist doch gerade das Aufregende daran!" hatte Paula mir da freudig erregt entgegengehalten. "Ich stelle mir stets vor, ich würde in den Tunnel der Zeit einfahren, der mich mit sich fortträgt durch Raum und Zeit, bis ich in einer ganz anderen Welt wieder auftauche."

"Aber ist es dann nicht furchtbar enttäuschend für dich, wenn das Ziel nur eine neue U-Bahnstation ist, die sich kaum von dem Anfang deiner Reise unterscheidet?" hatte ich sie gefragt.

Paulas augenzwinkernde Antwort: "Eigentlich bin ich eher erleichtert, wenn mir an der nächsten Station keine Marsmännchen auflauern. Außerdem hat sich für mich bis jetzt noch jede Fahrt als lohnend erwiesen."

Ich wusste genau, worauf sie anspielte. Irgendwie schafft sie es jedes Mal, den Ausstieg so zu wählen, dass wir geradewegs auf eines ihrer Lieblingseiscafé's zulaufen.

Die Erde zwischen den Zehen

Wie gesagt – diese lustvollen Stadtwanderungen sind typisch für Paulas erste Besuchstage. Ihre Euphorie verfliegt jedoch meist ziemlich schnell und macht einer Art klaustrophobischem Anfall Platz. Auf einmal meint sie dann, zwischen den Hochhausschluchten ersticken zu müssen, und beklagt sich, ihre Füße würden sich durch das viele Gehen auf Asphalt allmählich selbst in zwei kleine Felsklumpen verwandeln.

"Ich muss wieder die Erde zwischen meinen Zehen spüren – sonst weiß ich nicht mehr, wer ich bin!" hat sie mich einmal bedrängt, als ich ihr vorgehalten hatte, andere würden doch auch Tag für Tag so leben.

Der Ort, an den es Paula in solchen Situationen zieht, ist alles andere als spektakulär: abgeerntete Rapsfelder, Kuhwiesen, eine Pferdekoppel, ein schmaler Feldweg – mehr ist dort nicht geboten. Paula aber breitet, sobald wir aus dem Vorortzug ausgestiegen sind, ihre Arme aus wie ein gefangener Vogel, dem man seine Freiheit zurückgegeben hat, wirft ihre Sandaletten von sich, als wären sie Fußfesseln, und lässt ihre Zehen im Dickicht der Gräser versinken. Wenn ich sie vor den Kuhfladen warne, lacht sie nur: "Die wärmen doch so schön ..."

Kann man andere Lebewesen besitzen?

Sobald wir uns dem Pferdehof nähern, wo Pferdebesitzer ohne eigenes Land ihre Tiere unterstellen können, beschleunigt Paula ihren Schritt. Sie hat allen Pferden Namen gegeben – und weil sie es nie versäumt, ein paar Möhren und Äpfel mitzunehmen, kommen die Pferde auch tatsächlich gelaufen, sobald sie nach ihnen ruft.

Als die Pferde einmal besonders übermütig herumtollten, seufzte Paula mitfühlend: "Ist es nicht ein Jammer, dass so freiheitsliebende Tiere nicht in Freiheit leben dürfen?" Dabei wies sie auf den Elektrozaun, der die Weidefläche umspannte.

Ich fragte mich, ob sich da nicht vielleicht jemand zu stark mit den Tieren identifizierte. Entsprechend vorsichtig gab ich zu

bedenken: "Wenn die Pferde nicht eingezäunt wären, würden sie sich wahrscheinlich verirren und müssten elend zugrunde gehen. Außerdem würden die Besitzer der Tiere dann wohl den Pferdehof für den Verlust haftbar machen."

Paula sah mich überrascht an: "Was soll das heißen – die Besitzer der Tiere? Man kann doch ein anderes Lebewesen nicht besitzen!"

Typisch Paula! Bei allem musste sie von den Verhältnissen auf ihrer Insel ausgehen. Dort brauchte man natürlich keine Zäune – wohin hätten die Tiere auch fliehen sollen?

Ich ließ mich daher von ihrer Entrüstung nicht beirren und entgegnete ungerührt: "Einen Besitzer zu haben, ist für die Pferde doch die beste Lebensversicherung: So haben sie immer jemanden, der für sie sorgt!"

Paula schüttelte verwundert den Kopf. "Das verstehe ich nicht. Um für jemanden zu sorgen, muss ich ihn doch nicht besitzen! Oder gehen etwa alte Leute in den Besitz anderer über, wenn sie zu schwach sind, um für sich selbst zu sorgen?"

"Das ist doch etwas ganz anderes!" protestierte ich.

Paula sah mich herausfordernd an: "Und wieso?"

"Weil ... weil es sich dabei um dieselbe Spezies handelt", erwiderte ich. "Und weil Menschen vernunftbegabte Wesen sind", schob ich noch hinterher, obwohl die Frage sich ja eigentlich von selbst beantwortete.

Aber Paula gab sich mal wieder nicht geschlagen: "Bist du dir da so sicher?"

Damit hatte sie ein neues Kapitel aufgeschlagen. Wenn ich weiter mit ihr diskutiert hätte, wäre es nun um die moralische Kraft der menschlichen Vernunft und die sich daraus ergebenden Freiheitsrechte gegangen. Das war mir dann doch etwas zu komplex für einen harmlosen Sommerspaziergang. Also ließ ich die Frage einfach im Raum stehen und wartete, bis Paula sich zum Weitergehen entschloss.

"Gibt es bei euch etwa keinen Besitz?"

Ein paar Meter weiter gelangten wir an eine Streuobstwiese aus Apfel-, Kirsch- und Birnbäumen. Die Birnen waren noch unreif, während von den Kirschen nur noch in den oberen, unerreichen Zweigen ein paar verfaulende, von Wespen umschwirrte Exemplare hingen. Die Augustäpfel aber hatten gerade erst ihre volle Reife erlangt und leuchteten grüngelb in der Sonne.

"Komm – wir naschen ein bisschen!" forderte Paula mich auf, indem sie auf einen der Apfelbäume zulief.

"Lass das besser!" rief ich ihr hinterher. "Das ist Privatbesitz!" Die Wiese war zwar nicht eingezäunt, aber ein Schild wies unmissverständlich darauf hin, dass das "Betreten verboten" sei.

Paula drehte sich irritiert, fast schon ein wenig verärgert zu mir um. "Das Fallobst werde ich ja wohl aufsammeln dürfen – das vergammelt sonst doch nur!" wehrte sie sich.

Erst nachdem sie trotzig so viele Äpfel aufgelesen hatte, wie sie tragen konnte, kam sie wieder zu mir zurück. "Da", bot sie

mir einen der Äpfel an, während sie selbst schon an einem herumkaute. "Probier mal – die sind wirklich lecker!"

Um nicht als Prinzipienreiter zu erscheinen, ließ ich mir den Apfel aufdrängen und biss hinein. Er hatte wirklich gerade den richtigen Reifegrad.

"Ich glaube nicht, dass die Menschen in der Gemeinde hier wegen dieses kleinen Mundraubs den Hungertod sterben werden!" bemerkte Paula triumphierend, während wir weitergingen.

"Die Streuobstwiese befindet sich doch gar nicht im Besitz der Gemeinde!" korrigierte ich sie. "'Privatbesitz' heißt ja gerade, dass etwas nicht der Allgemeinheit gehört."

"Du meinst, all diese Obstbäume gehören einem einzigen Menschen?" staunte Paula.

"Ja – oder einer Eigentümergemeinschaft", nickte ich. "Auf jeden Fall ist das hier kein Gemeindeland."

Paula runzelte missbilligend die Stirn. "Warum müsst ihr nur immer alles besitzen ..."

"Gibt es bei euch etwa keinen Besitz?" fragte ich etwas unwillig zurück. Schließlich war man ja nicht gleich ein knallharter Materialist, nur weil man ein kleines Wiesenstück sein Eigen nannte.

Archaische Blutsbande

Paula biss noch einmal in ihren Apfel. "Warte mal ...", sinnierte sie dann mümmelnd. "Nein, ich glaube, Besitz in eurem Sinne

existiert bei uns wirklich nicht. Natürlich kennen auch wir Dinge, mit denen eine einzelne Person so viel Umgang hat, dass man sie gewissermaßen als Teil von ihr wahrnimmt. Das sind aber nicht eigentlich Dinge, die einem gehören, sondern eher Dinge, die *zu* einem gehören – Talismane etwa, der Becher, aus dem man trinkt, eine Muschelkette, mit der man sich schmückt ... So etwas hat natürlich nur für einen selbst eine spezielle Bedeutung – eben deshalb nimmt man damit aber auch niemandem etwas weg."

"Daran hatte ich eigentlich gar nicht gedacht", stellte ich klar. "Mir ging es eher um die wirklich wertvollen Dinge ... Nehmen wir zum Beispiel die Häuser, in denen ihr wohnt – die befinden sich doch bei euch sicher auch in Privatbesitz, oder?"

Paula sah mich mit ehrlicher Verwunderung an: "Nein – wieso? Es reicht doch, darin wohnen zu können. Warum sollte man das Haus denn selbst besitzen müssen?"

"Nun, weil ... um ...", stotterte ich, irritiert von der Naivität, mit der Paula die Notwendigkeit von Besitz leugnete. "Zum Beispiel, damit ihr die Häuser an eure Kinder vererben könnt", folgte ich schließlich dem erstbesten Begründungsmuster, das mir in den Sinn kam.

Aber Paula sah mich mal wieder nur aus großen Augen an: "Vererben?"

"Na, ich meine, dass ihr euer Haus von einer Generation an die nächste weitergeben könnt", erläuterte ich. "Dass es in Familienbesitz bleibt."

Paula lachte. "Aber wir haben doch gar keine Familien auf unserer Insel! Die Kinder werden bei uns von allen gemeinsam aufgezogen. Und ich wüsste auch nicht, warum ich jemanden bevorzugen sollte, nur weil zwischen ihm und mir besondere Blutsbande bestehen. Eine solche Denkweise kommt mir doch recht archaisch vor."

Festigt der Egoismus die Gemeinschaft?

Wahrscheinlich, sagte ich mir, kann man die beiden Kulturen in diesem Punkt einfach nicht miteinander vergleichen. In Paulas kleiner Inselgemeinschaft war ja wohl ohnehin jeder mit jedem irgendwie verwandt. Deshalb musste die Blutsverwandtschaft dort auch nicht extra betont und unter besonderen Schutz gestellt werden. Die Notwendigkeit dazu ergab sich offenbar erst in komplexeren Gesellschaften, in denen das von den Eltern Erarbeitete nur dadurch Kontinuität erlangen konnte, dass die Erbfolge innerhalb des Familienverbands vom Staat garantiert wurde.

Ich verfolgte daher das Thema nicht weiter und lenkte Paulas Aufmerksamkeit lieber auf das aufziehende Gewitter, das sich in der Ferne durch Donnerrollen und Wetterleuchten bemerkbar machte.

Paula sah kurz in Richtung der Gewitterfront, die sie allerdings nicht weiter zu beunruhigen schien. "Du hast mir noch nicht auf meine Frage geantwortet", beharrte sie stattdessen. "Warum ist euch der Besitz denn nun so wichtig?"

Ihr inquisitorisches Insistieren ärgerte mich zwar. Da ich aber wusste, dass sie doch keine Ruhe geben würde, ehe ich auf ihre Frage eingegangen wäre, erklärte ich: "Na, weil man nur über das, was man besitzt, völlig frei verfügen kann. Außerdem gibt mir der Besitz ganz andere Gestaltungsmöglichkeiten. Wenn ich etwa ein Haus besitze, kann ich es nach meinen Wünschen umbauen, es also viel genauer an meine Bedürfnisse anpassen, als wenn es der Allgemeinheit gehören würde. Außerdem tätige ich die Investitionen, die für so etwas nötig sind, doch nicht, wenn ich damit sozusagen einem anderen in die Tasche wirtschaftete."

"Du würdest also ein Haus nicht renovieren, wenn es nicht dir allein, sondern allen gemeinsam gehören würde?" fragte Paula lauernd.

Anstatt mich von ihr in die Ecke der Unmoral stellen zu lassen, entgegnete ich mit trotziger Ruhe: "Ja – na und? Das ist doch ganz normal! Der Mensch ist nun einmal so – er ist sich eben immer selbst der Nächste. Und weißt du was? Diese Charaktereigenschaft kann man sich sogar zunutze machen, um ihn zum Dienst an der Gemeinschaft zu motivieren! Denn wer bei uns viel für die Gemeinschaft tut, der hat auch ein entsprechend hohes Einkommen, von dem er dann Besitztümer erwerben kann."

Paula schüttelte verständnislos den Kopf. "Dann fördert ihr also den Egoismus, damit Menschen etwas für die Gemeinschaft tun, in der sie leben?"

"Wenn du es so ausdrücken willst ...", stimmte ich ihr achselzuckend zu.

Der Besitz der Besitzlosen

Ich hoffte schon, die Diskussion wäre damit beendet. Aber nach einem kurzen Schweigen hakte Paula noch einmal nach: "Hast du dir schon mal überlegt, ob ihr nicht vielleicht Ursache und Wirkung verwechselt?"

Ich sah sie fragend an: "Was meinst du damit?"

"Nun", erläuterte sie mir, "wir gehen bei uns davon aus, dass Menschen nicht in erster Linie deshalb etwas für die Gemeinschaft tun, weil sie sich davon einen Vorteil für sich selbst erhoffen, sondern weil sie gerne mit anderen zusammen sind, gerne etwas gemeinsam mit anderen aufbauen, weil sie es als befriedigend erleben, anderen zu helfen. Und im Großen und Ganzen trifft das bei uns auch zu. Wir würden uns wirklich irgendwie amputiert fühlen, wenn wir unsere Gärten allein bestellen müssten und den Umbau unserer Häuser nicht zusammen mit anderen planen und umsetzen könnten."

Sie schob mit dem Fuß einen Stein zur Seite, der vor ihr auf dem Weg lag, dann fuhr sie fort: "Ich frage mich daher, ob die Menschen nicht auch bei euch anders wären, wenn ihr ein anderes Bild von euch hättet; ob ihr also nicht vielleicht nur deshalb so egoistisch seid, weil ihr euch selbst einredet, Gott – oder wer auch immer – habe euch nun einmal so erschaffen."

Lachend setzte sie hinzu: "Letztlich besitzen wir vielleicht sogar gerade deshalb mehr als ihr, weil wir nichts besitzen. Denn da bei uns niemandem etwas gehört, gehört ja auch jedem alles. So kann ich mir sicher sein, dass mir niemand etwas wegnehmen oder vorenthalten wird, wenn ich es brauche."

An dieser Stelle beschloss ich, den Diskurs mit meiner Südseephilosophin zu beenden. Mir schien, dass wir mal wieder an einem Punkt angelangt waren, wo wir beide von zu unterschiedlichen, nicht miteinander vereinbaren kulturellen Positionen aus argumentierten.

Paulas Argumentation beruhte, wie mir schien, allzu sehr auf der Situation einer vorzivilisatorischen Gesellschaft, in welcher der Mensch noch gar nicht richtig zu seiner Individualität erwacht ist. So gesehen, wäre der Egoismus nur die Kehrseite einer geistigen Weiterentwicklung des Menschen, einer Entwicklung, die ihn zur Entdeckung seines Selbst und damit auch erst zum Wunsch nach Selbstentfaltung geführt hat.

Überspitzt formuliert, könnte man vielleicht sogar sagen: Erst wer diese höhere Stufe der Selbstwerdung erreicht hat, ist auch zu Egoismus fähig. Versucht man diese Entwicklung wieder rückgängig zu machen und persönlichen Besitz zu verbieten, endet das – wie sich in der Vergangenheit immer wieder gezeigt hat – nur in totalitären Zwangsgemeinschaften.

Die Erotik des Teilens

Plötzlich stieß Paula einen unterdrückten Schrei aus. Ein Blitz hatte sich direkt über uns entladen. Sie hakte sich bei mir ein, und beide beschleunigten wir unseren Schritt, um rechtzeitig vor Ausbruch des Gewitters eine Unterstellmöglichkeit zu finden. Aber auf dem freien Feld hatten wir keine Chance. Nicht lange, und ein veritabler Sturzbach ging auf uns nieder.

Wenigstens zog die eigentliche Gewitterfront rasch weiter. Donner und Blitze waren schon abgeebbt, als der Regen richtig einsetzte. So konnte ich immerhin den Schirm aufspannen, den ich angesichts der mahnenden Wettervorhersage mitgenommen hatte.

"Darf ich unter deinen Schirm kommen, oder ist der Privatbesitz?" fragte Paula mich fröstelnd, ein zitterndes Lächeln auf den Lippen.

"Herzlich eingeladen!" lachte ich, während Paula sich mit beiden Händen an den Arm klammerte, der den Schirm hielt, und ihren regennassen Körper gegen mich presste. Selten habe ich so gerne meinen Besitz mit jemand anderem geteilt.



Staffelarbeiten

Gespräch über Arbeitsteilung und Lohnpyramiden



Paulas Lächeln

Kaum eine menschliche Ausdrucksform ist so vielgestaltig wie das Lächeln. Es gibt das Adlerlächeln, das den Anderen auf Distanz hält, das hündisch-unterwürfige Lächeln, das katzenhaft gurrende Lächeln, das den Anderen in den Sog des eigenen Seins hineinzieht, das priesterliche Lächeln, das sich austeilt wie eine Hostie. Die Welt des Lächelns ist wie ein eigener Code, eine Sprache mit komplexen Zeichen, von denen jedes sein eigenes Netz an Bedeutungen auswirft.

Wenn ich Paulas Lächeln in dieses Zeichensystem einordnen sollte, so würde ich es als Brückenlächeln charakterisieren. Paulas Lächeln ist wie eine Haustür, die immer offen steht. Wen es anweht, der hat das Gefühl, nach Hause zu kommen.

Ein verdutzter Müllmann

So war es auch an dem Tag, als Paula sich mit dem Müllmann unterhalten hat. Ehrlich gesagt: Ich selbst habe noch nie ein längeres Gespräch mit einem Müllmann geführt. Das liegt zunächst ganz einfach daran, dass die Müllabfuhr die Straße vor meiner Wohnung sehr früh anfährt – in der Regel bereits gegen sechs Uhr morgens, wenn ich mich gerade erst aus dem Bett schäle.

Abgesehen davon habe ich aber auch stets den Eindruck, dass die Müllmänner es ausgesprochen eilig haben, dass sie ihre Arbeit möglichst schnell hinter sich bringen und sich nicht durch unnötige Plaudereien aufhalten lassen wollen.

Für Paula allerdings spielte das alles überhaupt keine Rolle. Als einmal an einem besonders heißen Augusttag ein Müllauto direkt neben uns hielt und ein Müllmann mit seinen breiten, behandschuhten Pranken nach einer Mülltonne griff, sprach sie ihn umstandslos an: "Das ist nichts für schwache Mägen, was?"

Der Mann sah Paula misstrauisch an. Aber unter ihrem Lächeln zerrann sein Argwohn augenblicklich zu einem befreiten Schmunzeln.

"Das kann man wohl sagen!" rief er gegen das Gestampfe des Müllautos an. "Aber was soll man machen? Der Müll muss nun mal weggeschafft werden – im Sommer noch eher als im Winter!"

Worüber die beiden sich sonst noch unterhalten haben, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch an das verduztzte Gesicht des Mannes, als Paula ihm zum Abschied aufmunternd zurief: "Also dann – Kopf hoch! Es ist ja nicht für immer!"

Aber letztlich waren Paulas Worte ja nur eine Art schmückendes Beiwerk zu ihrem Lächeln. Wahrscheinlich hatte der Mann sie schon wieder vergessen, als der Müllwagen kurz darauf an uns vorbeifuhr und Paula ihrer Zufallsbekanntschaft noch einmal zuwinkte.



Das System der Staffelarbeiten

Ich fürchte, dass ich angesichts der Geruchsbelästigung etwas zu auffällig die Stirn gerunzelt habe. Das war wohl auch der Grund dafür, dass Paula mir tröstend versicherte: "Keine Sorge! Ich helfe dir, wenn du an der Reihe bist."

Jetzt war es an mir, dumm aus der Wäsche zu gucken: "Wie bitte? Was meinst du?"

"Na ja", erklärte Paula, "ein bisschen wirst du deine Einsatzzeit doch auch selbst beeinflussen können. Notfalls tauschst du eben mit jemandem. Und dann richte ich es so ein, dass ich da bin, wenn du mit Müllwegräumen dran bist."

"Ehrlich gesagt – ich hatte nicht vor, mich als Müllmann zu verdingen", entgegnete ich lachend, während wir uns wieder in Bewegung setzten.

"Kannst du dich denn davor drücken?" wunderte sich Paula.

"Ich muss mich nicht davor drücken, weil niemand von mir verlangt, ins Müllgewerbe einzusteigen", stellte ich klar.

"Dann gibt es bei euch also gar keine Staffelarbeiten?" erkundigte sich Paula.

"Nein – was soll das denn sein?"

"Na, Arbeiten, die keiner machen will, deren Ausführung für das Gemeinschaftswohl aber trotzdem unabdingbar ist", erläuterte Paula. "Wir versuchen das Problem dadurch zu lösen, dass wir diese Dinge entweder alle gemeinsam erledigen oder uns dabei abwechseln."

"So etwas gibt es bei uns in der Tat nicht", bestätigte ich.

"Und wie bringt ihr dann andere dazu, den Müll wegzuschaffen?" wollte Paula wissen. "Ist das bei euch etwa eine Art Strafe?"

Ich winkte ab. "Ach was! Die freie Berufswahl gehört bei uns zu den fundamentalen Freiheitsrechten. Niemand wird gezwungen, Müllmann zu werden!"

"Siehst du", rügte mich Paula, "genau das ist das Problem: In dem du jemanden als 'Müllmann' bezeichnest, identifizierst du ihn doch mit seiner schmutzigen Tätigkeit – die eben dadurch erniedrigend wird. Das ist mit ein Grund dafür, warum wir das System der Staffellarbeit eingeführt haben."

"Aber das ist doch nur eine Berufsbezeichnung!" rechtfertigte ich mich. "Außerdem kann der Job schon deshalb nicht erniedrigend sein, weil es sich dabei immerhin um ein geregeltes Arbeitsverhältnis handelt und die Arbeit meines Wissens auch gar nicht so schlecht bezahlt ist."

Der Wert der Ekstase

Paula blieb für einen Moment stehen und betrachtete mich mit dem distanzierten Interesse einer Urwaldforscherin. Unwillkürlich wandte ich den Blick ab.

"Dann versucht ihr also den schmutzigen Charakter der Tätigkeit durch eine entsprechend hohe Bezahlung auszugleichen?" schlussfolgerte sie. "Je unangenehmer eine Tätigkeit ist und je weniger Ansehen sie einbringt, desto mehr Geld bekommt man dafür?"

Ich schüttelte den Kopf. "Nein, so ist es nun auch wieder nicht. Es gibt durchaus auch Tätigkeiten, die mit hohem sozialen Ansehen verbunden und trotzdem gut bezahlt sind."

Paula sah mich unverwandt an: "Zum Beispiel?"

"Nun, etwa Tätigkeiten im Managementbereich", führte ich das naheliegendste Beispiel an. "Von den Entscheidungen der Manager hängt schließlich das Wohl und Wehe ganzer Unternehmen ab. Die Bereitschaft, eine solche Verantwortung zu übernehmen, hat einen hohen Wert für die Gemeinschaft und wird deshalb auch mit einem entsprechend hohen Gehalt honoriert. Aber auch Popstars, erfolgreiche Filmschauspieler oder Fußballprofis können manchmal mehrere Millionen im Jahr verdienen."

"Und welchen Wert haben diese Popstars für eure Gemeinschaft?"

Ich spürte den kritischen Unterton in Paulas Frage, ließ mich aber nicht beirren. "Zum einen sind die Stars der Unterhaltungsindustrie der Garant dafür, dass in diesem Wirtschaftszweig hohe Umsätze erzielt werden. Das sorgt wiederum dafür, dass Arbeitsplätze erhalten oder neue geschaffen werden", führte ich aus. "Zum anderen sind diese Berühmtheiten für uns auch eine Art Projektionsfläche für unsere Wünsche und Sehnsüchte, ein Abbild unserer Träume. In gewissem Sinne kann man sie vielleicht sogar als moderne Priester bezeichnen. Schließlich ermöglichen sie uns heute jene Form von Ekstase, für die früher die Religion zuständig war."

"Seltsam", sinnierte Paula. "Ich dachte immer, für das Priestertum wäre der Verzicht auf materiellen Besitz charakteris-

tisch, weil der Priester sich ganz auf geistigen Reichtum konzentriert ... Andererseits ehrt es euch natürlich, wenn ihr die Priester an die Spitze eurer Wertepyramide setzt."

Ich sah sie von der Seite an: Meinte sie das ernst, oder war das nur wieder ein Versuch, mich aus der Reserve zu locken? Aber Paula verzog keine Miene bei ihren Worten.

"So war das doch nicht gemeint!" korrigierte ich sie. "Echte Priester werden bei uns keineswegs wie Popstars entlohnt. Ich habe den Vergleich doch nur gewählt, um deutlich zu machen, warum Popstars bei uns einen so hohen Stellenwert besitzen!"

Geistiger und materieller Reichtum

Wir kamen an den Bahnhof, wo wir durch eine Unterführung auf die andere Seite gingen. Dumpf hallten die Akkordeonphantasien eines Straßenmusikers durch den Tunnel. Als über uns ein Zug einfuhr, wurden sie zu dissonanten Geräuschfetzen zerrissen.

"Dann stehen also Menschen, die sich geistigen Dingen widmen, bei euch doch nicht ganz oben auf der Werteskala?" fragte Paula, nachdem wir wieder aus der Unterführung aufgetaucht waren.

"Doch, vielleicht schon", überlegte ich. "Dichter und Denker genießen bei uns durchaus ein hohes Ansehen. Das drückt sich nur nicht unbedingt in der Entlohnung ihrer Arbeit aus."

"Aber du hast doch vorhin selbst gesagt, dass sich der Wert, den ihr einer Tätigkeit beimisst, auch in der Bezahlung niederschlägt!" zitierte mich Paula.

"Richtig", bekräftigte ich. "Das setzt aber voraus, dass diese Tätigkeit auch selbst zur Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums beiträgt."

"Ist das bei Dichtern und Denkern etwa nicht der Fall?" hakte Paula nach. "Sie tragen doch fraglos zur Vermehrung des geistigen Reichtums der Gemeinschaft bei."

Ich schüttelte unwirsch den Kopf. Dass man Paula aber auch immer alles haarklein auseinanderlegen musste! "Hier geht es um ganz konkreten, materiellen Reichtum!" stellte ich klar. "Schließlich soll der Lohn ja auch nicht aus einem freundlichen Applaus bestehen, für den man sich nichts kaufen kann. Deshalb muss jemand, der Geld für eine Leistung beansprucht, mit dieser eben auch einen materiellen Mehrwert erzielen. Woher soll denn sonst das Geld kommen, mit dem er bezahlt wird?"

"Bestimmt das Geld den Wert der Arbeit?"

Eine Schulklasse stürmte fröhlich lärmend an uns vorbei. Hektisch bemühten sich die beiden Lehrerinnen, die Ausflugseuphorie der aus dem Schulkäfig entlassenen Meute zu dämpfen.

"Und was ist mit Menschen wie diesen Lehrerinnen hier?" fragte Paula, mit dem Kopf auf die Schulklasse weisend. "Die bringen euch doch auch keinen unmittelbaren finanziellen Mehrwert ein – und trotzdem müsst ihr sie irgendwie für ihre Arbeit entlohnen."

"Da hast du natürlich Recht", räumte ich ein. "In diesem Fall sieht man die Entlohnung gewissermaßen als eine Investition

in die Zukunft an. Schließlich wird in der Schule der Nachwuchs ausgebildet, der später einmal für die Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums sorgen soll."

"Ach so", meinte Paula. "Dann stehen Lehrerinnen wahrscheinlich ganz oben in eurer Gehaltspyramide."

"Nein", widersprach ich ihr, "das nun auch wieder nicht. Sie verdienen zwar nicht schlecht bei uns, aber doch bei weitem nicht so gut wie ein erfolgreicher Unternehmer oder Rennfahrer."

Paula riss die Augen auf: "Ein Rennfahrer?"

"Ja", nickte ich. "Wenn du in Autorennen erfolgreich bist, kannst du sehr schnell zum Millionär werden. Da wird eben sehr viel Geld umgesetzt."

"Das heißt doch dann aber, dass das Geld den Wert der Arbeit bestimmt", schlussfolgerte Paula. "Wo die öffentliche Präsenz eines Einzelnen einen hohen finanziellen Mehrwert erbringt, bekommt man auch viel Geld für seine Tätigkeit – unabhängig von dem konkreten Wert, den diese für die Gemeinschaft hat. Dabei müsste es doch eigentlich eher umgekehrt sein. Oder habe ich da irgendetwas falsch verstanden?"

Etwas? Ach, Paula, dachte ich: Du hast mal wieder *alles* falsch verstanden! Diese Zusammenhänge waren wohl einfach zu komplex für jemanden, der noch in einer prähistorischen Tausch- und Teile-Ökonomie lebt.

Fußballpriester

Glücklicherweise hatten wir in dem Augenblick unser Ziel – den Stadtpark – erreicht, wo Paulas Aufmerksamkeit auf andere Dinge gelenkt wurde. Wichtiger als unsere wirtschaftspolitische Generaldebatte war ihr nun die Bude am Eingang des Parks, wo es eine große Auswahl an Eissorten gab.

Nachdem wir uns beide mit unseren Lieblingseissorten versorgt hatten, nahmen wir auf einer Bank am Rande des Parks Platz und sahen dem Treiben auf der großen Spiel- und Liegewiese in der Mitte zu. Während mich eher die Grazien interessierten, die sich mit ihren sonnenmilchglänzenden Körpern in der Sonne aalten, hatte es Paula eine Gruppe halbwüchsiger Jungen angetan, die mit großem Ehrgeiz einem Ball hinterherjagten.

"Vorsicht!" rief sie plötzlich. Als ich meinen sommerträgen Blick von den Grazien abwandte, war es jedoch schon zu spät: Der Ball landete mitten auf meinem Eis und verteilte dieses im Pop-Art-Stil auf meinen Kleidern.

"Verdammt!" fluchte ich. "Immer diese Rowdys!"

Aber ehe ich weiterschimpfen konnte, hatte Paula ihre Hand schon besänftigend auf meinen Arm gelegt. "Immer mit der Ruhe!" lachte sie. "Vergiss nicht: Der Rowdy von heute könnte der Fußballpriester von morgen sein."

Die Würde des Produzenten

Gespräch über die Globalisierung



Marienerscheinung im städtischen Dschungel

Wenn man in der Stadt lebt, steht man ja eigentlich immer in der Gefahr, die Haltung eines Sklaven anzunehmen, der sich vor den Schlägen seines Herrn duckt. Ständig drohen Ampeln rot zu werden, Busse wegzufahren, die man unbedingt erreichen möchte, oder Autos aus Seitenstraßen auf einen zuzurasen. So gewöhnt man sich mit der Zeit automatisch eine fluchtbereit-abwehrende Haltung an.

Paula dagegen erlebt den städtischen Dschungel aus der Distanz einer Völkerkundlerin, die sich in der schützenden Obhut eines Einheimischen in das fremdartige Labyrinth vorwagt. So bewegt sie sich auch hier mit der gelassenen Anmut eines Menschen, der noch nichts von der Vertreibung aus dem Paradies weiß. Dies sichert ihr die Aufmerksamkeit der Passanten, die sich immer wieder mit der ungläubigen Sehnsucht eines Atheisten, der eine Marienerscheinung hat, nach ihr umdrehen.

Während Paula das ehrfurchtsvolle Staunen gar nicht wahrnimmt, fühle ich mich in ihrem auf mich abstrahlenden Glanz wie das Mitglied einer königlichen Entourage. Die persönliche Bekanntschaft mit ihr ist dann wie eine Auszeichnung, die ich stolz vor mir hertrage.

"Haben Sie die Hose selbst genäht?"

Manchmal kann die Bekanntschaft mit Paula allerdings auch recht peinlich sein – vor allem dann, wenn sie andere unge-

niert anspricht und dabei von den Verhältnissen auf ihrer Südseeinsel ausgeht. Besonders unangenehm war es mir, als Paula mich einmal bei einem Hosenkauf begleitet hatte und an der Kasse anerkennend zu der Verkäuferin sagte: "Wirklich ein hervorragend gestaltetes Exemplar – haben Sie die Hose selbst genäht?"

Die Frau an der Kasse sah Paula konsterniert an und blickte sich dann vorsichtig nach einer versteckten Kamera um. Schließlich entgegnete sie trocken: "Der Name des Modelabels ist an der Innenseite des Hosenbunds eingenäht."

Paula sah mich hilfesuchend an: "Modelabel?"

"Ich erklär's dir, wenn wir draußen sind", zischte ich ihr zwischen den Zähnen hindurch zu. Dabei steckte ich die bereits gezückte Kreditkarte wieder ein und zahlte lieber in bar, um schneller von der Kasse wegzukommen.

"Habe ich etwas Falsches gesagt?" fragte mich Paula, als wir auf der Rolltreppe standen.

Ich seufzte. "Jedenfalls hast du die Verkäuferin ziemlich in Verlegenheit gebracht."

"Ich dachte ja nur ... weil doch nirgends der Name der Herstellerin zu finden war ...", rechtfertigte Paula sich zögernd.

"Aber der Name des Modelabels war doch eigentlich gar nicht zu übersehen!" widersprach ich ihr.

"Wenn du diesen Schriftzug am Hosenbund meinst – den habe ich natürlich auch entdeckt. Aber der ist ja in so viele Hosen eingenäht, dass es sich dabei doch unmöglich um die Herstellersignatur handeln kann."

"Genauso ist es aber!" beharrte ich, während wir das Kaufhaus verließen und in die Fußgängerzone davor einbogen.

"Willst du mir ernsthaft weismachen, dass all diese Kleidungsstücke von ein und derselben Person genäht worden sind?" protestierte Paula. "Das wäre ja ein wahres Lebenswerk!"

"Nein", präzisierte ich, "einer allein hat das alles natürlich nicht genäht. Bei dem Modelabel handelt es sich lediglich um den Namen des Unternehmens, das die Kleidungsstücke vertreibt."

"Siehst du!" triumphierte Paula. "Mir ging es aber um die Person, die die Hose genäht hat – eben um die Herstellersignatur, so etwas wie die Namenszüge auf den Gemälden in euren Museen."

Ich schüttelte unwillig den Kopf. "Eine Hose ist doch kein Kunstwerk!"

"Das vielleicht nicht", räumte Paula ein. "Aber in jedem Kleidungsstück prägt sich doch die Individualität des Menschen aus, der es hergestellt hat. Deshalb gebietet es der Respekt vor der Herstellerin, ihre Individualität durch die Aufprägung ihrer Signatur zu würdigen."

Ich lachte sarkastisch. "In Kleidungsstücken prägt sich bei uns schon lange keine Individualität mehr aus! Der Herstellungsprozess ist doch längst maschinell gesteuert. Außerdem ist er strengen Vorgaben unterworfen, um die Einheitlichkeit der Gestaltung sicherzustellen. Unterschiede gibt es nur noch zwischen den einzelnen Modelabels und deren Designern, die für den Entwurf der neuen Produkte zuständig sind. Andere Na-

men werden deshalb auch auf den Kleidungsstücken nicht genannt."

"Aber die Verkäuferin, die kennt doch wohl die wahren Produzenten – diejenigen, die die einzelnen Stücke genäht haben?" fragte Paula in einem fast schon verzweifelten Versuch, ihr Südsee-Weltbild zu bewahren.

"Die am allerwenigsten!" stöhnte ich. "Die Verkäuferin wickelt doch nur im Auftrag ihres Arbeitgebers das Geschäft ab. Selbst das Unternehmen, von dem der Händler die Ware bezieht, weiß nicht unbedingt, wer genau die einzelnen Kleidungsstücke hergestellt hat. Denn viele Unternehmen beauftragen damit heutzutage ausländische Subunternehmen oder verlagern ihre Produktion gleich ganz ins Ausland."

"Warum näht ihr eure Sachen nicht selbst?"

Paula blickte kurz einem Pudel hinterher, der sein Frauchen angestrengt in Richtung eines schwarz-weiß getupften Mopses lenkte. Dieser hatte allerdings nur einen gelangweilten Blick für seinen Artgenossen übrig. Dafür wären Pudel und Frauchen beinahe über die gespannte Leine gestolpert.

Während der Pudel sich schuldbewusst den Tadel seiner Herrin anhörte, fragte Paula mich: "Ist es euch nicht unangenehm, derart von fremden Nähkünsten abhängig zu sein? Habt ihr denn bei euch niemanden, der gut genug nähen kann?"

"Doch, schon", lachte ich. "Aber im Ausland lässt sich nun einmal viel billiger produzieren."

"Das verstehe ich nicht", bekannte Paula. "Wenn man die Waren im Ausland herstellen lässt, müsste die Produktion doch eigentlich eher teurer werden. Schließlich muss man die Waren dann ja erst noch umständlich hierher transportieren!"

"Der Transport ist natürlich ein zusätzlicher Kostenfaktor", stimmte ich ihr zu. "Dafür sind jedoch die Produktionskosten im Ausland viel niedriger: die Miete für die Produktionsstätten, die Energiekosten, vor allem aber die Lohnkosten – das alles macht nur einen Bruchteil dessen aus, was das Unternehmen hierzulande dafür aufwenden müsste."

Paula runzelte die Stirn. "Wie können die Lohnkosten denn im Ausland niedriger sein? Die Arbeit bleibt doch dieselbe!"

"Du darfst nicht vergessen, dass an den Produktionsstätten im Ausland in der Regel auch die Lebenshaltungskosten viel niedriger sind", belehrte ich sie.

"Das heißt also, dass man sich dort mit weniger Geld dasselbe kaufen kann wie hier mit einem höheren Gehalt?" hakte Paula nach.

Ich wiegte den Kopf. "Na ja ... Ganz so einfach ist es dann auch wieder nicht. Es gibt schon ein paar schwarze Schafe in der Branche, die sich ausbeuterische Strukturen in anderen Ländern zunutze machen. So ist das nun einmal in den Zeiten der Globalisierung: Wenn du in einem Land die Rechte der Beschäftigten verbesserst, ziehen die Unternehmen einfach in ein anderes Land weiter, wo sie den Leuten weniger zahlen müssen."

"Dann könnten die Erwerbstätigen aber doch auch in die Länder weiterwandern, wo ihre Rechte besser geschützt sind und sie mehr verdienen können", wandte Paula ein.

"Dass die Grenzen für die Unternehmen offen sind, bedeutet ja keineswegs, dass sie auch für die einzelnen Arbeitskräfte ohne weiteres zu überwinden sind", stellte ich klar. "Unternehmen bringen einem Land Geld ein, wohingegen zusätzliche Arbeitskräfte nur den Druck auf den einheimischen Arbeitsmarkt erhöhen."

Die Zombies der Globalisierung

Ein kurzes Schweigen trat ein. Wir hielten vor einem Modegeschäft inne und starrten auf die Auslagen, während wir weiter unseren Gedanken nachgingen.

"Weißt du, woran ich gerade denken muss?" fragte Paula nach einer Weile. "An die Zombies – diese Untoten, die den Lebenden als Arbeitssklaven dienen müssen. Irgendwie erinnert mich eure Globalisierung daran. Sie hat etwas Unheimliches, finde ich ..."

"Jetzt übertreibst du aber!" hielt ich ihr vor, musste aber doch über den Vergleich schmunzeln. "Immerhin liegen in der Globalisierung ja auch eine Menge Chancen – und zwar gerade für die Länder, die anfangs vielleicht unter ihr leiden müssen. Schließlich kommen mit den ausländischen Unternehmen auch ein gewisses Know-how und Investitionen ins Land, die der Wirtschaft dabei helfen, moderne, international konkurrenzfähige Strukturen aufzubauen. In vielen Ländern, die an-

fangs die Werkbank der Welt waren, sind später selbst global operierende Unternehmen entstanden, die mittlerweile ihrerseits im Ausland produzieren lassen. So gesehen, ist die Globalisierung eine mächtige Triebkraft der ökonomischen Entwicklung."

"Das heißt, wenn ich Glück habe, bin ich der Fußabtreter für die nächste Generation?" höhnte Paula. "Das Fundament, auf dem diese ihr Haus baut? Und was ist mit meinem eigenen Leben? Zählt das gar nichts?"

"Du solltest das wirklich nicht so negativ sehen", ermahnte ich sie. "Denk doch nur mal an die armen Leute bei uns – die profitieren schließlich auch von der Globalisierung! Die kostengünstigere Produktion im Ausland ist zwar keine Garantie dafür, dass die entsprechenden Waren hierzulande preiswerter angeboten werden. Sie ist aber auf jeden Fall die Voraussetzung dafür, dass das möglich ist. Und wir haben bei uns nun mal auch viele Arbeitslose und Geringverdiener, die auf solche Billigprodukte angewiesen sind."

Paula blitzte mich herausfordernd an. "Damit Menschen sich Dinge, die man sie nicht selber herstellen lässt, dennoch leisten können, müssen im Ausland also Menschen unter unwürdigen Bedingungen arbeiten?"

Kaufen und Klauen

Ich atmete erschöpft aus. Es war eine von Paulas Zuspitzungen, die keinen Widerspruch zuließen. Allerdings hatte ich ohnehin keine Lust mehr zum Diskutieren und wollte lieber noch

ein wenig den frischen Abendwind genießen, der sich gerade anschickte, die stickige Luft des Sommertags aus der Stadt zu vertreiben. So überließ ich Paula mal wieder den Schlussakkord unseres Gesprächs – an ihrer Südseelogik zerschellten ja ohnehin noch die stichhaltigsten Argumente.

Kurz darauf kamen wir an einem Geschäft vorbei, das sich auf kleinere modische Accessoires spezialisiert hatte. Mein Blick fiel auf einen bunten Schal, der mit lauter exotischen Vögeln bedruckt war. Er war wie für Paula gemacht!

Als ich jedoch vorschlug, ihr den Schal zu kaufen, zeigte sich zu meiner Enttäuschung nichts von der kindlichen Freude in ihrem Gesicht, die sonst bei solchen Gelegenheiten darin aufleuchtete. Stattdessen winkte sie nur müde ab. "Danke", lehnte sie mein Angebot ab, "aber was ihr 'kaufen' nennt, klingt für mich zu sehr nach 'klauen'."



Die Muschelkonferenz

Gespräch über das Steuerrecht



Wie Paula sich kleidet

Für die Dauer ihres Aufenthalts bei mir schlingt Paula sich immer ein buntes Tuch um den Körper, in dem sie dann wie eine Statue durch die Stadt stolziert. Ich habe sie schon oft gefragt, ob ich ihr nicht mal richtige Kleider besorgen soll, aber das weist sie stets belustigt von sich. Paula ist der Meinung, dass man bei uns ohnehin zu stark auf den Körper fixiert ist. Besonders im Sommer werde dieser durch unsere Kleidung übermäßig betont.

Ich halte dann dagegen, dass die Praxis ihrer eigenen Kultur, völlig nackt zu gehen, die Aufmerksamkeit wohl noch viel stärker auf den Körper lenke – was Paula ebenso entschieden abstreitet. Die ständige Nacktheit entkleide, so behauptet sie, den Körper gerade jener Verheißung, mit der unsere eng anliegenden, viel zu knappen Kleider ihn umgäben.

Aber darüber wollte ich hier eigentlich gar nicht schreiben – zumal Paula sich mir gegenüber schon so oft über unsere Kleidung mokiert hat, dass ich mich mittlerweile selbst frage, ob wir im Sommer nicht besser alle nackt gehen sollten.

Was mir durch den Kopf ging, war vielmehr einer dieser leidigen Steuerskandale, der unsere Republik gerade während eines Besuchs von Paula bei mir erschütterte. Ich erinnere mich nicht mehr genau, welcher honorige Bürger damals gerade in einen Steuerstrudel geraten war und um was für eine Art von Steuerhinterziehung es ging. Aber meistens steckt dahinter ja auch eine bestimmte Art von Inseln, die in finanziellen Fragen

eine ähnliche Tarnkappe um sich gebreitet haben, wie sie Paulas Insel im physikalischen Sinn umgibt.

Muscheln und Steuern

Ich weiß noch, dass ich in einem Café, wo ich mit Paula Eis löffelte, auf den Skandal aufmerksam geworden war. Alle ausliegenden Zeitungen posaunten ihn in dicken Lettern heraus.

Als Paula von dem Vorfall hörte, meinte sie mitfühlend: "So etwas ist natürlich ärgerlich. Wahrscheinlich hat der Betreffende auf der Muschelkonferenz ein abweichendes Votum abgegeben und wollte sich dann nicht mit der Mehrheitsentscheidung abfinden."

"Muschelkonferenz?" fragte ich verständnislos.

"Kennst du das nicht?" fragte sie zurück. "Na, wahrscheinlich hat das bei euch einfach einen anderen Namen. – Bei der Muschelkonferenz diskutieren wir darüber, wofür wir den Anteil, den jeder von den selbst gesammelten Muscheln an die Gemeinschaft abtreten muss, verwenden: für Befestigungsarbeiten an den bröckelnden Felsen, Ausbesserungen der Wege, die Sicherung der Plantagen gegen räuberische Vögel ..."

"Jetzt verstehe ich, was du meinst", unterbrach ich sie. "Aber etwas Vergleichbares gibt es bei uns nicht."

"Wirklich nicht?" wunderte sich Paula, ihren Eislöffel vor dem Mund balancierend. "Und wie entscheidet ihr dann, was mit dem Gemeinschaftsanteil der gesammelten Muscheln passiert?"

Ich konnte mir ein überlegenes Schmunzeln nicht verkneifen. "Also weißt du, Paula – wir leben hier nun einmal nicht in so einem kleinen, überschaubaren Paradies, wie es deine Insel zu sein scheint! Unsere Lebenszusammenhänge sind viel zu komplex, als dass man über die Finanzierung öffentlicher Projekte in Bürgerversammlungen abstimmen könnte. Über so etwas entscheiden bei uns die Politiker, die wir in demokratischen Wahlen für einen bestimmten Zeitraum in verschiedene Arten von Volksvertretungen entsenden."

Haben Politiker Ersatzhirne?

Paula naschte ein wenig von meinem Pistazieneis. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, fand sie wenig Gefallen daran. So wandte sie sich wieder ihrem eigenen, mit bunten Früchten garnierten Eisbecher zu.

"Sagen eure Politiker euch eigentlich im Voraus, wie sie eure Gelder in den nächsten Jahren zu verwenden gedenken?" fragte sie hinterhältig.

Ich zögerte. "Nun ja – so ungefähr jedenfalls ..."

"Aber sie können doch gar nicht wissen, wofür genau sie Geld brauchen werden", wandte Paula ein. "Eine Sturmflut und die dadurch entstehenden Schäden kann doch niemand vorhersehen!"

"Deshalb sind sie ja auch mit der Vollmacht ausgestattet, die Gelder so zu verwenden, wie es dem Wohl des Volkes am förderlichsten ist", erklärte ich in staatstragendem Ton.

Paula schüttelte unwillig den Kopf. "Und gegen Entscheidungen, die sie treffen, kann man gar nichts unternehmen?"

"Nun ja", räumte ich ein, "nicht allzu viel jedenfalls ..."

"Wenn das so ist, könnt ihr auch von niemandem verlangen, Muscheln an die Gemeinschaft abzutreten", befand Paula, ihren Löffel entschlossen in eine Himbeereiskugel stoßend. "Wer nicht darüber mitbestimmen darf, was mit seinen Muscheln geschieht, dem kann auch nicht zugemutet werden, etwas von seinen sauer zusammengetragenen Schätzen abzugeben."

"Aber er darf doch darüber mitbestimmen!" rief ich aus. "Er kann ja die Politiker wählen, die dann über die Verwendung der Gelder entscheiden."

"Das ist nicht dasselbe", entgegnete Paula streng. "Ich kann doch gar nicht wissen, wie sich der betreffende Politiker in bestimmten Situationen und im Zusammenspiel mit anderen entscheiden wird! Nein, echte Mitbestimmung sieht anders aus! Da müsste man die Menschen schon direkt zu den einzelnen Vorhaben befragen."

"Und wie stellst du dir das vor?" fragte ich herausfordernd. "Wir sind ein Volk von über 80 Millionen Menschen. Wenn du die alle vor jeder finanziellen Entscheidung befragst, wirst du doch nie fertig!"

"Nun, ihr könntet doch wenigstens Befragungen dazu einführen, für welche Bereiche welche Prozentsätze der eingesammelten Muscheln verwendet werden sollen", schlug Paula vor. "Außerdem könnte man zumindest bei solchen Projekten, de-

ren Kosten eine bestimmte Höhe überschreiten, zusätzliche Versammlungen einberufen, auf denen die Muschelgeber selbst über das Vorhaben entscheiden könnten."

"Aber gerade die kostspieligsten Projekte sind doch auch die komplexesten!" wehrte ich den Vorschlag ab. "Ein einfacher Bürger kann diese Zusammenhänge gar nicht durchschauen. Dafür ist das, was man dafür wissen muss, einfach viel zu kompliziert."

Paula lächelte süffisant. "Ihr misstraut also der Entscheidungsfähigkeit eurer Bürger – und nennt euch trotzdem Demokratie? Und außerdem: Wieso vertraut ihr eigentlich darauf, dass diejenigen, die ihr in eure Volksvertretungen wählt, diese angeblich so furchtbar komplizierten Zusammenhänge besser verstehen als ihr selbst? Ist das etwa eine andere Sorte von Menschen? Kommen sie von einem anderen Stern, wo man noch zwei Ersatzhirne hat, für den Fall, dass das Hauptgehirn für die Verarbeitung des nötigen Wissens nicht ausreicht?"

Der Mehrwert kaputter Dächer

Ach, Paula! dachte ich. Wie schön muss es sein, wenn die Welt so übersichtlich und so einfach strukturiert ist wie auf deiner Insel! Ich beschloss, besser nichts mehr zu erwidern, da wir offenbar von zu unterschiedlichen kulturellen Voraussetzungen aus argumentierten.

So wühlten wir eine Zeitlang schweigend in unseren Eisbechern herum. Dann fragte Paula unvermittelt: "Wie viele Mu-

scheln müsst ihr eigentlich, auf hundert Stück gerechnet, an die Gemeinschaft abtreten?"

Es ärgerte mich ein wenig, dass sie immer von "Muscheln" sprach – sie wusste doch ganz genau, dass wir ein anderes Zahlungsmittel hatten. Ich atmete tief durch und erklärte in ruhigem Ton: "Das kann man so allgemein nicht sagen. Es hängt ganz davon ab, wie viel du pro Monat verdienst, welcher Art die Einnahmequellen sind, wie viele Menschen von dem Einkommen leben – und natürlich auch davon, was du für Ausgaben hast."

"Soll das heißen, dass ich meine Muscheln auch einfach für mich selbst verwenden kann, anstatt der Gemeinschaft einen Anteil davon zu überlassen?" fragte Paula nach.

"Schön wär's!" lachte ich. "Irgendwelche Steuern musst du in der Regel immer zahlen, wenn du etwas verdienst hast – egal, wie hoch deine Ausgaben sind. Außerdem verdient der Staat ja auch an dem Geld, das du ausgibst."

"Du meinst, dass die Ausgaben das Gemeinschaftsleben stärken, indem etwa der Handel untereinander gefördert wird?" deutete Paula meine Erläuterungen.

"Ich dachte eigentlich eher an etwas anderes", präzisierte ich. "Nämlich daran, dass der Staat auch die Ausgaben besteuert, die ich tätige. Wenn ich mir etwa ein neues Dach aufs Haus bauen lasse, schlägt der Staat auf das Geld, das ich dem Handwerker zahlen muss, noch ordentlich was drauf."

Paula sah mich ungläubig an. "Der Staat verdient daran, dass dein Dach kaputt ist?"

"Schwarzarbeit? Was ist das?"

Auf mein Nicken hin verfiel Paula zunächst in ein kurzes Grübeln. Dann zog sie wieder einen Vergleich zum Alltag in ihrer eigenen Kultur.

"Seltsam", sinnierte sie, "bei uns ist das genau umgekehrt. Wenn jemand etwas an seiner Strohütte ausbessern muss, muss er weniger Muscheln an die Gemeinschaft abtreten. Wenn die Schäden ganz schlimm sind, kann ihm die Abgabe sogar ganz erlassen werden, und er erhält noch zusätzlich Unterstützung durch die Gemeinschaft – meist in Form von helfenden Händen, die bei der Reparatur mit anpacken."

"So etwas ginge bei uns nicht – das wäre Schwarzarbeit", belehrte ich sie.

Paula sah mich verständnislos an. "Schwarzarbeit?" fragte sie, die Reste ihres mittlerweile geschmolzenen Eises auflöffelnd. "Was ist das denn nun wieder?"

"Schwarzarbeit bedeutet, dass man für jemanden eine Arbeitsleistung erbringt, ohne dass der Staat etwas davon erfährt", erklärte ich.

Paula zuckte mit den Schultern. "Na und? Was geht es denn den Staat an, wenn ich meinem Nachbarn bei einer Reparatur unter die Arme greife? Und was hat das mit den Abgaben zu tun, die ich an die Gemeinschaft abführen muss?"

Verstand sie das wirklich nicht? Oder tat sie nur so, um mich aus der Reserve zu locken? "Der Staat geht davon aus, dass es unbezahlte Hilfeleistungen nicht gibt", erläuterte ich. "Also

enthält derjenige, der durch eine nicht angezeigte Arbeitsleistung für jemand anderen einen Mehrwert erwirtschaftet – der ja nicht unbedingt finanzieller Natur sein muss –, dem Staat den ihm zustehenden Anteil daran vor."

Paula schüttelte erneut den Kopf. "Was für ein armer Staat muss das sein, der nicht an die Existenz von Nachbarschaftshilfe glaubt ...", murmelte sie halblaut.

"Aber es gibt auch Ausgaben, mit denen du deine Steuerlast ordentlich drücken kannst", erklärte ich weiter, ohne auf ihre provokante Bemerkung einzugehen. "Du kannst zum Beispiel bei der Bank einen Kredit aufnehmen, dir damit ein Ferienhaus kaufen und dieses dann vermieten. Da alle Aufwendungen für das Ferienhaus dann steuerlich absetzbar sind, kannst du so praktisch von den Steuerersparnissen den Kredit abbezahlen."

"Das verstehe ich nicht", seufzte Paula. "Wenn du einen Schaden an deinem Haus hast, erlegt dir der Staat eine Strafgebühr auf. Erwirbst du aber ein neues Haus, in dem du gar nicht wohnen willst, gibt der Staat dir noch Geld dazu?"

"Wird Freibeuterei bei euch staatlich gefördert?"

Ehrlich gesagt: Ich verstand das selbst nicht ganz. Ein Freund, dem dieses Steuersparmodell von seinem Bankberater empfohlen worden war, hatte kürzlich mir gegenüber damit geprahlt. Also wählte ich lieber ein anderes Beispiel: "Am meisten Steuern sparen kannst du natürlich als Unternehmer", führte ich aus. "Dann kannst du den Gewinn zum Beispiel in

deinem Heimatland erwirtschaften, ihn aber in einem anderen Land mit einer niedrigeren Abgabenlast versteuern, indem du den Hauptsitz deines Unternehmens dorthin verlegst."

"Dann kann ich also die Einrichtungen in eurem Land nutzen, um Gewinne zu machen, aber einen anderen Staat davon profitieren lassen?" – Ich nickte. – "Wird bei euch demzufolge auch Freibeuterei staatlich gefördert?" fragte Paula spöttisch, wobei sie ihre Südseemähne mit einem koketten Schwung zurückwarf.

Ich verstand nicht gleich, was sie damit sagen wollte, bemühte mich aber auch nicht darum. Ohnehin war ich des Diskutierens müde – ich hatte mir von dem Besuch meiner Südseefreundin etwas anderes versprochen als einen gelehrten Disput über unser Steuersystem.

Also rief ich nach der Bedienung und ließ mir die Rechnung bringen. "Gesamtbetrag: 15.30 Euro", las ich – und: "In diesem Betrag sind 2.91 Euro Mehrwertsteuer enthalten."

Ich wollte den Kassenbon galant verschwinden lassen, aber Paula hatte das entscheidende Wort schon entdeckt. Und leider stellte sie auch genau die Frage, die ich befürchtet hatte: "Was ist Mehrwertsteuer?"

Ich seufzte. Es war, als würde der Finanzminister mit am Tisch sitzen und uns mit säuerlicher Miene für unser Sommervergnügen zur Kasse bitten.

Das Versöhnungsgespräch

Gespräch über das Strafrecht



Die Metalltür des Winters

Ein einziges Mal hat Paula mich mitten im Winter besucht. Es hat dafür einiger spezieller Werbemaßnahmen von meiner Seite bedurft – denn kaum etwas hasst Paula so sehr wie den Winter. "Euer Winter", hat sie einmal zu mir gesagt, "kommt mir immer vor wie eine kalte Metalltür, die mich vom Leben trennt. Unser Sommer ist für mich dagegen wie ein warmer Luftzug, der mitten durch mich hindurchweht."

Paulas Abneigung gegen den Winter rührt wohl auch daher, dass sie ihre Haut in der kalten Jahreszeit nicht – wie sie es gewohnt ist – unbedeckt dem Wind aussetzen kann. Kleidung jedweder Art empfindet sie nun einmal wie ein Gefängnis, das sich unmittelbar um ihren Körper legt.

Bezeichnend ist auch, dass Paula von "ihrem" Sommer und "unserem" Winter spricht – als würden wir hier im ewigen Eis leben. Nicht gerade ein Kompliment! Andererseits spiegelt sich darin genau das wider, was ich an Paula so anziehend finde: dass sie wie ein Abbild des ewigen Sommers ist.

Paulas Sommerduft

Leider vermissen wir den Sommer ja immer dann am meisten, wenn er am unerreichbarsten für uns ist. So habe ich auch alles darangesetzt, Paula dazu zu überreden, mich gerade im Winter zu besuchen. Denn ich wusste ja: Wenn sie bei mir wäre, würde es für ein paar Tage Sommer sein.

Ich musste mich ganz schön ins Zeug legen, um mein Ziel zu erreichen. Von der Romantik verzauberter Winterlandschaften zu schwärmen, verfiel bei Paula sowieso nicht. Wo es kalt war, konnte es für sie nicht romantisch sein.

Also habe ich mich ganz darauf verlegt, die Wärmemulden anzupreisen, in die man sich vor der unerbittlichen Kälte zurückziehen kann. Das befreite Aufatmen der Haut nach einem Saunabesuch, das heitere Zischen des Wassers im Dampfbad und der Zauber des prasselnden Kaminfeuers bildeten den Schwerpunkt meiner Winterwerbepoesie – was dann auch tatsächlich zum Erfolg geführt hat.

Ich muss gestehen, dass meine Hüttenzauberbeschwörung nicht ganz ohne Hintergedanken erfolgt ist. Schließlich war Paulas letzter Besuch bei mir von einer beschwerlichen Diskussion über die deutsche Steuergesetzgebung und die "Muschelkonferenz", durch die man in Paulas Heimat die Abgaben der Gemeinschaftsmitglieder bestimmt, überschattet worden.

Ein solches Fiasko wollte ich dieses Mal auf jeden Fall vermeiden. Deshalb hatte ich für ihren Besuch eine Hütte in den Bergen gemietet, in der zwar ein Bilderbuchkamin behagliche Wärme versprach, es aber weder Fernseher noch Internet gab. Dieses Mal sollten unsere gemeinsamen Stunden nicht durch das Sperrfeuer der Nachrichtensprecher gestört werden.

Der Vermieter der Hütte war so zuvorkommend gewesen, uns rechtzeitig vor unserer abendlichen Ankunft ordentlich einzuheizen. Die Temperatur war fast schon auf Sauna-Niveau, so dass sogar Paula sich sogleich mit einem wohligen Seufzer aus

ihrem Mantel schälte und sich in einen der Plüschsessel in der Nähe des Kamins sinken ließ. Dabei warf sie mir, dem Wärmezauberer, einen anerkennenden Blick zu.

Muschelprobleme in der Berghütte

Alles wäre wohl nach Plan verlaufen – wenn es nur der Vermieter mit seiner Gästebeglückung nicht ein wenig übertrieben hätte. Seine Rundum-Sorglos-Begrüßung beinhaltete nämlich unglücklicherweise auch eine aktuelle Zeitung. "Steuersünder zu drei Jahren Haft verurteilt", schrien die Schlagzeilen mich an.

"Das darf doch wohl nicht wahr sein!" fluchte ich leise, wobei ich die Zeitung wohl etwas zu auffällig beiseite räumte.

"Schlechte Nachrichten?" fragte Paula – die natürlich nicht wissen konnte, dass die Zeitung selbst die schlechte Nachricht für mich war.

"Ach – nur wieder Muschelprobleme", entgegnete ich betont beiläufig, in der Hoffnung, dass auch sie keine Lust hätte, das Thema noch einmal aufzuwärmen. Ganz verschweigen konnte ich ihr die Schlagzeile allerdings nicht – die Zeitung war ja nun einmal da.

"Na, dann wird wenigstens das Versöhnungsgespräch nicht so kompliziert", tröstete sie mich ebenso beiläufig. "Muschelprobleme lassen sich ja in der Regel sehr leicht aus der Welt schaffen."

"Versöhnungsgespräch?" echote ich. "Du meinst wohl die Gerichtsverhandlung ..."

Nun war es an Paula, mich verwundert anzuschauen: "Gerichtsverhandlung? Was ist das denn?"

Damit war also doch wieder das eingetreten, was ich unbedingt hatte vermeiden wollen: Die Zeitung hatte jeden von uns auf seine eigene Wirklichkeit zurückgeworfen. Anstatt uns auf jener allgemein-menschlichen Ebene begegnen zu können, auf die meine Sommersehnsucht abgezielt hatte, verhedderten wir uns wieder im Dickicht der unterschiedlichen Denk- und Deutungsmuster unserer beiden Welten.

"Gefängnis? Was ist das?"

Einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich einfach das Thema wechseln sollte. Aber ein Blick in Paulas Augen zeigte mir, dass es dafür zu spät war. Wenn ihr Wissensdurst einmal geweckt war, gab es kein Entrinnen.

Also leierte ich missmutig das Allerweltswissen herunter, das mir bei den Stichworten "Gerichtsverhandlung" und "Strafprozess" in den Sinn kam: "Bei einer Gerichtsverhandlung in einer Strafsache wird geklärt, ob jemand ein Verbrechen, dessen er angeklagt ist, auch wirklich begangen hat. Der Beschuldigte darf sich dabei von einem Rechtsanwalt verteidigen lassen, die Gegenseite wird von einem Staatsanwalt vertreten. Am Ende entscheidet das Gericht, ob der Angeklagte schuldig ist und welches Strafmaß über ihn verhängt wird."

"Strafmaß ...", überlegte Paula. "Da geht es dann um die Wiedergutmachung – richtig?"

Ich zögerte. "Schon – darum auch", entgegnete ich schließlich. "Wenn jemand Steuern hinterzogen oder in seiner Firma Gelder veruntreut hat, muss er den Schaden natürlich wiedergutmachen. Das ist aber unabhängig von der Strafe. Die bekommt er dafür auferlegt, dass er sich sozusagen an der Gemeinschaft versündigt hat."

"Ach so", missverstand mich Paula. "Dann handelt es sich dabei wohl um eine Art religiösen Ritus."

"Aber nein", wiegelte ich ab. "Damit hat das überhaupt nichts zu tun. Die Strafe soll vielmehr eine abschreckende Wirkung entfalten und so einer Wiederholung des Vergehens vorbeugen."

"Und wie sieht so eine Strafe konkret aus?" wollte Paula wissen.

"Nun", erläuterte ich, "bei geringen Vergehen kommt man oft mit einer Geldstrafe davon. Ansonsten gibt es die Androhung der Haft – die Haftstrafe auf Bewährung – und die wirkliche Gefängnisstrafe."

Paula sah mich aus großen Augen an: "Gefängnisstrafe?"

Schon etwas genervt von der kleinkindhaften Ausfragerei, erwiderte ich kurz: "Na, die Freiheitsstrafe. Willst du mir etwa weismachen, dass es so etwas bei euch nicht gibt?"

Da Paula nur bedauernd den Kopf schüttelte, ergänzte ich: "Bei einem vorübergehenden Freiheitsentzug werden Menschen für eine begrenzte Zeit in eine Zelle eingesperrt. Der Ausschluss aus der Gemeinschaft, den sie durch ihr Verhalten

selbst herbeigeführt haben, wird ihnen dabei gewissermaßen konkret erfahrbar gemacht."

Das Gefängnis – eine Schule der Gemeinschaft?

Paula erhob sich von ihrem Platz und trat näher an den Kamin heran, um sich zu wärmen. Auf die Dauer war es doch nicht ganz so warm in der Hütte, wie ich gehofft hatte.

Nach einer Weile drehte sie sich wieder zu mir um. "Kann man also sagen, dass das Gefängnis eine Art Verbannungsort ist?" fasste sie ihre kleine Flammenmeditation zusammen.

Ich schüttelte den Kopf: "Nein, das trifft so nicht zu – zumal es ja das erklärte Ziel eines Gefängnisaufenthalts ist, den Häftling wieder zu einem nützlichen Glied der Gemeinschaft zu machen."

Paula sah mich irritiert an: "Ihr schließt die Täter aus der Gemeinschaft aus, um sie wieder an die Gemeinschaft heranzuführen?"

Ich nickte. "Das klingt zwar seltsam, aber manchmal geht es eben nicht anders. Es gibt nun einmal Menschen, die erst wieder mühsam lernen müssen, was eine Gemeinschaft ist, wie man sich darin bewegt und welche Rechte und Pflichten man als Teil davon hat."

"Dann ist das Gefängnis so etwas wie eine Schule der Gemeinschaft?" interpretierte Paula meine Worte.

"In gewisser Weise schon", bestätigte ich – bereute allerdings sogleich meine nachlässige Antwort, als Paula nachhakte:

"Dann gibt es dort sicher auch spezielle Lehrkräfte, die einem bei der Wiederannäherung an die Gemeinschaft behilflich sind?"

"Na ja – das gerade nicht", musste ich einräumen. "Das Lernen wird dort eher durch die speziellen Lebensumstände angeregt – den streng geregelten Alltag und die Arbeit, der man nachgeht."

"Und das funktioniert?" wollte Paula wissen. Sie wirkte ehrlich interessiert.

So langsam stieß ich doch an meine Grenzen – den aktuellen Resozialisierungsreport hatte ich natürlich nicht im Kopf. Deshalb erwiderte ich nur kurz: "Offenbar schon. Sonst würde man es ja nicht seit Jahrzehnten so machen."

Leider war Paulas Wissensdurst damit noch immer nicht gestillt. "Aber treibt das die Häftlinge nicht in den Ruin?" erkundigte sie sich. "Erst müssen sie Wiedergutmachung leisten, zusätzlich vielleicht eine Geldstrafe zahlen, und schließlich wird ihnen auch noch auferlegt, diese Schule der Gemeinschaft, die ihr 'Gefängnis' nennt, zu besuchen – was bestimmt auch nicht ganz billig ist."

Ich schmunzelte nachsichtig. "Für den Gefängnisaufenthalt kommt doch der Staat auf – die Häftlinge müssen dafür nichts zahlen! Allenfalls könnte man sagen, dass sie durch ihre kaum bezahlte Arbeit im Gefängnis indirekt zur Finanzierung ihrer Haft beitragen", stellte ich klar.

Paula stutzte. "Dann nutzt ihr also das Geld, das ihr aus den Strafzahlungen der Verurteilten einnehmt, für die Finanzierung einer Isolation, die eine Integration bewirken soll?"

Wie ein Versöhnungsgespräch abläuft

An dieser Stelle gab ich auf – ich hatte Paula doch bereits erklärt, warum die vorübergehende Trennung von der Gemeinschaft nach unserem Rechtsverständnis eine notwendige Voraussetzung für die spätere Wiedereingliederung der Delinquenten darstellt! Leider hatte sie manchmal eine etwas provokante Art, einen mit ihren Fragen zu umzingeln, und ich war nicht gewillt, mich darauf einzulassen. Schließlich wollte ich mir nicht sämtliche Aussichten auf einen zweiten, stärker an meinen Sommersehnsüchten ausgerichteten Teil des Abends verbauen.

Anstatt zu antworten, ging ich daher so sachte wie möglich zum Gegenangriff über. "So etwas Ähnliches muss es bei euch doch auch geben", mutmaßte ich. "Oder lasst ihr die Verbrecher etwa ganz unbehelligt ihrem Handwerk nachgehen?"

"Nein", stellte Paula klar, "natürlich nicht. Auch bei uns machst du dir keine Freunde, wenn du deine Notdurft vor der Tür deines Nachbarn verrichtest oder immer wieder in den Gemeinschaftsgärten wilderst. Wenn es sich nicht gerade um Kleinigkeiten handelt, die die Beteiligten allein aus der Welt schaffen können, wird dann ein Versöhnungsgespräch anberaumt. Daran können außer den Betroffenen und den drei Friedensrich-

tern, die jeweils auf ein Jahr gewählt werden, auch alle Interessierten teilnehmen."

"Und wie läuft so ein Gespräch ab?" erkundigte ich mich.

"Grundlage des Gesprächs ist zunächst einmal die Unterscheidung zwischen dem Schaden-für-mich und dem Schaden-für-alle, den die jeweilige Tat bewirkt hat", erläuterte Paula. "Der Schaden-für-mich wird im Wesentlichen durch Wiedergutmachung zu heilen versucht ..."

"Aber euer so genannter 'Schaden-für-alle' impliziert doch wohl auch eine Strafe für die Versündigung an der Gemeinschaft – wie bei uns!" triumphierte ich.

"Nicht ganz", korrigierte mich Paula. "Beim Schaden-für-alle geht es um die Frage, inwiefern durch das Vergehen eine Beschädigung der Gemeinschaft offenbar wird und welcher Art diese ist. Wenn jemand beispielsweise regelmäßig nachts in die Gemeinschaftsgärten eindringt, um seinen Anteil an der Ernte aufzubessern, kann man sich fragen, ob er sich vielleicht zurückgesetzt fühlt – ob er sich also symbolisch jenen größeren Anteil am Gemeinschaftsleben zusammenstiehlt, den er sich wünscht. Dann dient das Versöhnungsgespräch in diesem Punkt der Klärung der Frage, ob und wie der Betreffende eine bedeutendere Rolle im Gemeinschaftsleben erhalten kann."

Sinn des Versöhnungsgesprächs

Ich erhob mich und stellte mich neben Paula an den Kamin. Das Knistern des Feuers übertönte ihre weiche Stimme, so

dass ich Mühe hatte, sie zu verstehen. Außerdem wollte ich nicht die ganze Zeit wie ein Schuljunge zu ihr aufschauen.

Meine Hände dem Feuer entgegenstreckend, wandte ich dann ein: "Bei Kleinigkeiten wie Mundraub oder Sachbeschädigung mag euer System ja funktionieren. Aber bei Gewaltverbrechen oder gar Mord ist das wohl kaum die richtige Herangehensweise. Wie soll denn da die Wiedergutmachung aussehen? Außerdem muss in einem solchen Fall doch der Schutz der Gemeinschaft vor dem Täter im Vordergrund stehen!"

Paula sah mich ernst an. "Du hast Recht", bekräftigte sie. "Gewaltverbrechen stellen die Gemeinschaft natürlich vor viel größere Probleme als Eigentumsdelikte. Einen Mord habe ich allerdings bei uns noch nie erlebt."

Sie dachte kurz nach, dann ergänzte sie: "Den letzten derartigen Fall, den es auf unserer Insel gegeben hat, kenne ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Bei dem Täter handelte es sich um einen jungen Mann, der aus heiterem Himmel seinen besten Freund umgebracht hatte. Beim Versöhnungsgespräch kam heraus, dass er, der seine Eltern schon früh verloren hatte, durch den Mord unbewusst eine Lücke hatte schaffen wollen, die er dann selbst hätte füllen können."

"Und?" drängte ich Paula. "Was habt ihr mit diesen Erkenntnissen angefangen? So etwas kann doch die Tat weder rechtfertigen noch die Trauer der Eltern um ihren getöteten Sohn lindern!"

"Nein", stimmte sie mir zu, "das natürlich nicht. Die Eltern haben damals auch nicht selbst an dem Versöhnungsgespräch teilgenommen, sondern nur einen Vertreter geschickt. Und es

versteht sich von selbst, dass eine solche Tat weder entschuldbar noch wiedergutzumachen ist. Ein Mensch lässt sich nun einmal nicht ersetzen. Allerdings wurde mit dem jungen Mann vereinbart, dass er die Unterstützung, die die Eltern im Alter von ihrem Sohn erhalten hätten, übernehmen müsste – natürlich nicht selbst, sondern in Gestalt anderer Helfer, die er dafür bei ihrer sonstigen Arbeit zu entlasten hatte. Er selbst wurde in einen Familienverband in einem anderen Teil der Insel eingegliedert, in dem es einen Mangel an Söhnen gab."

"Dann habt ihr den Mörder doch quasi für seine Tat belohnt!" empörte ich mich.

"Es kommt ganz auf die Perspektive an", widersprach mir Paula. "Wenn jemand ein Verbrechen begeht, kannst du fragen, welche Beweggründe ihn zu seiner Tat veranlasst haben. Du kannst aber auch fragen, welche Fehlentwicklungen in der Gemeinschaft dazu geführt haben, dass sich solche Beweggründe herausbilden konnten. Wenn du die zweite Perspektive einnimmst, sind zwangsläufig auch alle gemeinsam dafür verantwortlich, die Wunden, die die Tat hinterlässt, zu behandeln und ihr Wieder-Aufbrechen zu verhindern. Dazu gehört dann auch, dass man jemanden, der bereits außerhalb der Gemeinschaft steht und dieses Stigma durch seine Tat vor aller Augen bezeugt hat, nicht noch zusätzlich isoliert, sondern ihm eine Brücke für die Rückkehr in die Gemeinschaft baut."

Das Gefängnis als Zeichen von Zivilisation?

Ach – glückliche Paula! dachte ich. Wie sorgenfrei musste doch ein solches Leben in einem kleinräumigen Inselidyll sein, in dem die Gemeinschaft noch nicht in eine Vielzahl miteinander konkurrierender Untergemeinschaften aufgespalten war, in dem es weder Parteien noch Interessenverbände noch Lobbygruppen und erst recht keine mafiösen Strukturen gab, die der Gemeinschaft ihre eigenen Normen entgegenstellten!

Wie weit entfernt waren wir doch bei uns von einem solchen vorzivilisatorischen Inselparadies, in dem das Individuum sich noch unter die warme Decke des Kollektivs verkriechen konnte! Wie lustvoll konnte dort jeder zum Kleinkind regredieren und alle Verantwortung für sein Tun auf die große Gemeinschaftsmama abwälzen!

Andererseits: Wie schmerzlich musste ein solches Leben für denjenigen sein, der nicht im Meer des Kollektivs ertrinken, sondern sich darin als Einzelner behaupten wollte! Würde so jemand nicht sogar die Strafe der verständnisinnigen Umarmung durch das Kollektiv vorziehen? War die Strafe nicht vielleicht die notwendige Kehrseite einer veränderten Sicht des Menschen, die diesen eben nicht in erster Linie durch das Kollektiv, sondern durch sein eigenes Denken und Handeln bestimmt sah?

So betrachtet, hätte es noch einiges gegeben, was ich auf Paulas Plädoyer für einen versöhnlichen Umgang mit Straftätern hätte erwidern können. Auch an die psychologischen Gutachten und die mildernden Umstände, die ja auch ein fes-

ter Bestandteil unseres Strafrechtssystems sind, hatte ich dabei denken müssen. Ich sagte jedoch nichts – schließlich wollte ich nicht auch noch den Rest der Nacht mit unserem rechtsphilosophischen Kolloquium zubringen.

Da auch Paula nun schwieg, war nichts mehr zu hören als das gleichmäßige Prasseln des Kaminfeuers. Nach einer Weile warf ich Paula einen verstohlenen Blick zu. Und da endlich schenkte sie mir jenes sommerliche Lächeln, nach dem ich mich so sehr gesehnt hatte.



Das Spiegelprinzip

Gespräch über Lärm und Freiheitsrechte



Muße und Müßiggang

Ich kenne kaum jemanden, der so leidenschaftlich faulenzeln kann wie Paula. Im Sommer aalt sie sich oft stundenlang in einem Liegestuhl und blinzelt nur ab und zu in die Sonne, die ihr durch das dichte Laub der Bäume hindurch zuzwinkert.

Wenn sie sich aufrichtet, hat es ihr oft irgendein Tier angetan, das sie dann hingebungsvoll beobachtet. Bei ihrem letzten Besuch hat sie etwa zum ersten Mal einen Kleiber entdeckt und konnte sich gar nicht sattsehen an seinem senkrechten Spaziergang entlang der Baumstämme, bei dem er wie mit Magnetsohlen an der Rinde festzukleben scheint und sich darin wie an einem reichhaltigen Insektenbuffet bedient.

Mir selbst macht es ja nichts aus, Paula zuzusehen, wenn sie sich wie eine Katze, die sich die ersten Frühlingsstrahlen auf den Pelz brennen lässt, in der Sonne räkelt. Ich frage mich nur hin und wieder, ob das nicht für sie selbst etwas zu ereignislos ist und sie bei ihren Besuchen hier etwas mehr erleben sollte als das, was sie in ähnlicher Form auch auf ihrer Südseeinsel haben kann.

"Komm, wir fahren in die Stadt!" habe ich sie einmal aufzuscheuchen versucht. "Müßiggang ist aller Laster Anfang."

"Wie bitte? Was war das?" Paula war wohl gerade ein wenig eingenickt.

"Müßiggang ist aller Laster Anfang", wiederholte ich, obwohl mir die Redewendung beim zweiten Mal selbst ein wenig abgedroschen vorkam.

Paula kniff die Augen zusammen, wohl weil ich gerade im Gegenlicht stand. "Merkwürdig", sinnierte sie schläfrig. "Ich würde es genau umgekehrt sehen. Das Laster wurzelt doch eher in dieser ewigen Hektik ..." Sie gähnte herzhaft. "In der Hektik im Leben eines Menschen, der von einer Verpflichtung zur anderen gejagt wird, der seine Mitte verliert und so von seinem Weg abkommt. Wer aber noch Zeit zur Muße findet und regelmäßig mit offenen Augen träumt, der ist doch weit eher davor gefeit, auf Abwege zu geraten."

Ich war mir nicht sicher, ob Paula die Redewendung richtig verstanden hatte und ob ihre Deutung nicht auf falschen Voraussetzungen beruhte. Allerdings hatte sie sich gleich wieder von mir abgewandt, um den Kunstsprüngen eines Eichhörnchens zuzuschauen, so dass wir das Thema nicht weiter vertieft hatten.

Gestörtes Idyll

Einmal hatte Paula das Pech, dass ihr Aufenthalt bei mir mit einer langen Regenperiode zusammenfiel. Als die Sonne endlich wieder durch die Wolken zwinkerte, konnte sie es kaum erwarten, sich erneut unter dem ausladenden Walnussbaum, den sie so sehr liebt, auszustrecken.

Leider war es jedoch so, dass der viele Regen auch das Gras kräftig hatte sprießen lassen. Kaum hatte Paula es sich in ihrem Liegestuhl bequem gemacht, waren daher auch schon die ersten Rasenmäher zu hören. Paula verzog gequält das Gesicht

– es musste ein schmerzhafter Kontrast zu der Stille auf ihrer Insel sein.

"Sag doch bitte deinem Nachbarn, dass mich das stört", forderte sie mich nach einer Weile auf, als der Rasenmäher immer näher an uns heranrückte.

Belustigt erwiderte ich: "Das kann ich gerne machen. Aber ich glaube kaum, dass ihn das beeindrucken wird. Schließlich ist heute ein ganz normaler Werktag. Da ist es sein gutes Recht, den Rasen zu mähen."

"Ach so", lenkte Paula ein. "er muss wohl das trockene Wetter nutzen, um das Heu für die Winterfütterung einzubringen."

"Nein", lachte ich. "Mit Landwirtschaft hat das nichts zu tun. Es geht einfach nur darum, den Rasen kurz zu halten."

Paula sah mich verduzt an. "Das verstehe ich nicht. Wenn er das Gras nicht verfüttern will, sollte er es doch besser wachsen lassen. Sonst entgehen ihm ja die ganzen schönen Blüten!"

"Der Rasen ist doch nicht zum Anschauen da", erklärte ich ihr, immer noch belustigt. "Das ist wie ein grüner Teppich – sozusagen ein Bodenbelag im Außenbereich, auf dem man sitzen, spielen, essen oder auch, wie du, einfach faul in der Sonne herumliegen kann."

"Und dafür ist es unbedingt notwendig, in regelmäßigen Abständen solchen Lärm und" – Paula rümpfte die Nase – "solchen Gestank zu verbreiten?"

Ich wiegte den Kopf. "Nun ja – nicht unbedingt. Es gibt da schon ein paar Unterschiede zwischen den einzelnen Mähme-

thoden. Elektrorasenmäher verbreiten natürlich keinen Gestank, aber leiser sind sie auch nicht in jedem Fall. Ohne Lärm und Gestank kommt man nur aus, wenn man einen Spindelmäher benutzt. Das ist dafür aber – vor allem, wenn das Gelände nicht ganz eben ist – auch kraftaufwändiger."

Spiegelprinzip und Rasenmähen

Paula setzte sich in ihrem Liegestuhl auf. Missmutig schaute sie in die Richtung, aus der der Lärm kam. "Hat dein Nachbar etwa ein unebenes Gelände? Oder ist er so alt und gebrechlich, dass ihm der größere Kraftaufwand bei den leiseren Geräten nicht zuzumuten ist?"

"Nein, aber ..."

"Dann kannst du ihn doch bitten, mit dem Lärm aufzuhören – denn er verstößt gegen die Verfassung", verkündete Paula.

"Wie bitte?" rief ich aus. "Es ist doch gerade umgekehrt! Die Verfassung garantiert ihm das Recht auf freie Persönlichkeitsentfaltung, und deshalb ..."

"Aber sein Tun verstößt doch gegen das Spiegelprinzip!" unterbrach mich Paula. "Ist das bei euch etwa nicht in der Verfassung verankert?"

Ich sah sie verständnislos an: "Spiegelprinzip?"

"Ja", erläuterte Paula, "das Prinzip, dass meine Freiheit immer dort endet, wo sie die Freiheit eines Anderen beeinträchtigt. Ich muss mein Tun also immer in den Augen eines Anderen spiegeln, um beurteilen zu können, ob ich mir die Freiheit

dazu herausnehmen kann. Umgekehrt kann auch ich jederzeit gegen das Verhalten eines Anderen protestieren, wenn es meine Freiheit einschränkt. Und das ist bei deinem Nachbarn nun einmal der Fall: Sein Lärm verunmöglicht meine Muße."

"Das ist aber doch ein sehr subjektiver Freiheitsbegriff", gab ich zu bedenken. "Auf dieser Grundlage kann man ja jederzeit die Lebensäußerungen von anderen abwürgen. Du könntest dich doch einfach woanders in der Sonne aalen oder dir die Ohren zustöpseln."

Diesen Vorschlag aber wies Paula brüsk zurück. "Das würde ja bedeuten, dass dein Nachbar das Recht hat, mich mit seinem Lärm zu vertreiben oder mich um das Vergnügen zu bringen, den Vögeln zuzuhören! Nein, ich bin hier eindeutig in der schwächeren Position. Und genau für so einen Fall ist das Spiegelprinzip ja gedacht: Es schützt die jeweils schwächere Lebensäußerung davor, von einer stärkeren verunmöglicht zu werden."

Paula und die Rasenmähermannschaft

Ein kurzes Schweigen trat ein, das den Rasenmäherlärm wieder stärker in den Vordergrund treten ließ – zumal nun auch aus zwei anderen Ecken das monotone Geröhre an unser Ohr drang.

"Also was ist jetzt?" drängte mich Paula schließlich. "Sagst du nun deinem Nachbarn Bescheid?"

"Ich weiß nicht", zögerte ich. "Bei uns wird Freiheit nun einmal anders buchstabiert. Außerdem kommt der Lärm ja mittlerweile von mehreren Seiten."

"Na gut", beschloss Paula. "Dann regle ich die Sache eben selbst."

"Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist", versuchte ich sie zu bremsen – aber da hatte sie sich schon auf den Weg gemacht.

Kurz bevor sie das Gartentor aufstieß, drehte sie sich noch einmal zu mir um. "Stell doch schon mal ein bisschen was zu naschen auf den Tisch!" rief sie mir zu. "Dann haben wir eine entspanntere Atmosphäre für unser Versöhnungsgespräch."

Versöhnungsgespräch? dachte ich. Wenn das mal nicht ins Gegenteil ausartet! Dennoch kam ich natürlich Paulas Bitte nach und besorgte beim Bäcker um die Ecke ein paar Stück Kuchen.

Als ich zurückkam, herrschte rund um Paulas Garteninsel eine himmlische Ruhe. Aha, dachte ich – die Mäharbeiten sind offenbar beendet! Dann hat sich das Problem ja ganz von selbst erledigt.

Trotzdem warf ich vorsichtshalber die Kaffeemaschine an, trug den Gartentisch nach draußen und deckte ihn. Ich hatte kaum Platz genommen, da bog Paula auch schon um die Ecke, im Schlepptau die gesamte Rasenmähermannschaft der Umgebung. Die Blicke der Männer klebten fest an Paulas Rücken, genauer gesagt an dessen Verlängerung. Es sah aus wie eine Aufführung der *Goldenen Gans* aus Grimms Märchen.

Südseediplomatie

So konnte ich die hohe Kunst der Südseediplomatie nun einmal aus der Nähe beobachten. Offenbar hatte Paula den Männern in ihrem Gefolge ihre Beschwerde noch gar nicht vorgebracht, sondern sie unter irgendeinem Vorwand zum Kaffeetrinken eingeladen. Entsprechend konfliktfrei verlief anfangs unsere Unterhaltung.

Geschickt lenkte Paula das Gespräch auf allerlei unverfängliche Themen – zunächst natürlich auf das Wetter. Außerdem sparte sie nicht mit Lob an den Blumenrabatten des einen Nachbarn und äußerte sich anerkennend zu dem Gemüsebeet eines anderen.

Ob sie sich wohl bewusst war, dass ihre Gäste weniger auf ihre Worte achteten als auf ihr nachlässig zusammengebundenes Wickelkleid und auf den koketten Schwung, mit dem sie ihre Haarmähne zurückwarf? Wahrscheinlich hätten sie ebenso an ihren Lippen gehangen, wenn Paula, statt honigsüße Komplimente zu verteilen, über den Lebenszyklus des Fadenwurms referiert hätte.

Tatsächlich gelang es Paula – argwöhnisch beäugt von dem weiblichen Teil der Nachbarschaft, der mittlerweile ebenfalls eingetrudelt war –, von ihrer Charmeoffensive nahtlos zu ihrem eigentlichen Anliegen überzuleiten. Allerdings hütete sie sich davor, dieses als solches zu benennen.

"Was für einen Rasenmäher benutzen Sie eigentlich?" fragte sie betont beiläufig einen der Männer.

"Wir haben uns gerade ein leistungsstärkeres Gerät angeschafft", prahlte dieser. "Unsere alte Stotterkiste ist zum Schluss ja alle paar Meter stehen geblieben."

"Ich habe seit letztem Jahr einen Aufsitzmäher", erklärte ein anderer. "Bei so einem großen Gelände wie unserem ist der einfach unschlagbar. Außerdem brauche ich mich seitdem ums Rasenmähen gar nicht mehr zu kümmern. Meine Enkel stehen Schlange, um mit dem Ding Runden zu drehen. Für die ist das wie Autoscooterfahren."

Alle lachten. Auch Paula bemühte sich, amüsiert zu wirken.

"Ich benutze am liebsten den Balkenmäher", fachsimpelte der Nächste. "Da darf das Gras ruhig mal etwas höher sein – und kleinere Sträucher schneidet der mir auch gleich mit durch."

"Dafür ist er aber auch besonders laut", seufzte die Frau des Mähmeisters. "Ich mache immer drei Kreuze, wenn das rum ist."

Das war das Stichwort, auf das Paula gelauert hatte. "Es soll ja auch Rasenmäher geben, die überhaupt keinen Lärm machen", warf sie, geschickt die Karte der naiven Fremden spielend, ein. "Wie heißen sie noch gleich?" Sie sah mich fragend an.

"Spindelmäher", half ich ihr.

"Pfui Teufel!" winkte der Nachbar mit dem Balkenmäher ab. "Das ist doch nichts anderes als Spielzeug. Mit so was machst du dir nur den Rasen kaputt."

"Du – sag das nicht!" widersprach ihm eine der Ehefrauen. "Ich habe gehört, dass sie die in England speziell zum Mähen

von Golfrasen einsetzen, weil das Ergebnis gleichmäßiger ist als bei anderen Rasenmähern."

Das Lärmschutzabkommen

So entspann sich – fast ohne Paulas Zutun – eine Diskussion über den Sinn und Zweck von Rasenmähern. Erstaunlicherweise stellte sich dabei heraus, dass alle das Rasenmähen für notwendig hielten, sich aber zumindest die Frauen gleichzeitig von der motorisierten Gartengestaltung der Nachbarschaft belästigt fühlten.

Am Ende kam man überein, sich für lärmintensivere Gartenarbeiten auf einen bestimmten Zeitkorridor zu verständigen, so dass jeder sich auf den Lärm der anderen einstellen konnte oder gar nicht davon behelligt wurde, da er ebenfalls gerade Lärm machte. Die Kernzeit sollte samstags zwischen 15 und 18 Uhr sein, als Ausweichtermin einigte man sich auf Freitagabend, 17 bis 19 Uhr. Über Abweichungen hiervon oder größere Projekte wollte man sich künftig im Voraus gegenseitig in Kenntnis setzen.

Selbst der Spindelmäher sollte zumindest versuchsweise zum Einsatz gebracht werden. Eine der Nachbarinnen hatte eine entfernte Bekannte, die ein solches Gerät besaß. Dieses wollte man ausleihen und unverbindlich testen. Vielleicht wäre es ja wenigstens für die Vorgärten zu gebrauchen.

Brüchiger Frieden

So sieht es also aus, wenn eine Südseekönigin das Zepter schwingt, dachte ich, während Paula mir triumphierend zuzwinkerte. Tatsächlich hatte sie ja erreicht, was sie wollte.

Allerdings frage ich mich, ob ihr Erfolg auch von Dauer sein wird. Ist es nicht eher so, dass die Männer in dem improvisierten Kaffeekränzchen sich nur deshalb auf die Vereinbarung eingelassen haben, weil sie – auch wenn Paula ihre Präferenzen nicht offen zu erkennen gegeben hat – insgeheim gespürt haben, dass sie sich damit ein zusätzliches Südsee-Lächeln verdienen können?

Wie auch immer – der Sommer ist ja nun erst einmal vorbei. Vorerst wird kein Sonnenstrahl mehr eine Nachbarshand in mähbereite Zuckungen versetzen. Die entscheidende Frage ist daher, was im nächsten Frühling passieren wird. Wird der Drang nach freier Lärmentfaltung dann nicht alle guten Vorsätze zunichtemachen?



Der Palmweinkonvent

Gespräch über Wahlrecht und Parteien



Abb. 48. Feierliches Raabotinken auf Tonga.

Das Bild des Anderen

Zu den Dingen, die mich am meisten beunruhigen, gehört es, wenn Menschen, denen man sich besonders nahe fühlt, von einer Sekunde zur anderen nicht mehr die zu sein scheinen, für die man sie gehalten hatte.

Ich meine damit nicht die banale Tatsache, dass man einen anderen Menschen nie ganz kennenlernen kann, dass man immer wieder neue Facetten an anderen entdecken kann, die einen in positiver oder negativer Hinsicht überraschen können. Was ich dabei vor mir sehe, ist vielmehr ein Gesicht, das einem vor den Augen verschwimmt, ein Gesicht, das seine Form verliert wie ein über die Ufer tretender Fluss.

Rein rational betrachtet, ist das ja noch nicht einmal etwas, worüber man sich besonders wundern oder was einen gar erschrecken müsste. Schließlich sehen wir einen anderen Menschen niemals so, wie er in Wirklichkeit ist. Was wir von ihm wahrnehmen, ist vielmehr ein Produkt aus Erinnerungen an andere Menschen, aus Erlebnissen, die wir mit ihm teilen, und Hoffnungen oder Ängsten, die wir mit seiner Bekanntschaft verbinden.

In gewisser Weise werfen wir so jedem Menschen, dem wir uns emotional nähern, eine Maske über, die er in unserer Gegenwart zu tragen hat. Auch wenn diese Maske immaterieller Natur ist und nur in unserer eigenen, subjektiven Wahrnehmung existiert, so entfaltet sie doch eine so machtvolle Wirkung, dass der Andere sein Verhalten an sie anpasst und auf

ihrer Grundlage ein "Sein-für-uns" entwickelt, das er nur in der Begegnung mit uns zeigt.

Das Gitterwerk dieses Erwartungskäfigs ist so dicht, dass es nur in seltenen Ausnahmesituationen aufbricht und einen Blick auf die von ihm verdrängte Wirklichkeit zulässt. Dies verstärkt noch den bedrohlichen Charakter, den derartige Ausbrüche für uns haben.

Sie offenbaren uns nicht nur, dass das, was wir für das Erscheinungsbild des Anderen gehalten hatten, in Wahrheit nur das Gespinnst aus Träumen, Ängsten und halb unbewussten Erinnerungen war, das wir selbst auf sein Gesicht projiziert haben. Vielmehr enthüllt sich in dem Zerfließen der Maske, die wir dem Anderen übergestülpt hatten, urplötzlich auch das Schächtelchen des Weltbilds, in das wir das tendenziell unfassbare, chaotische Weltgeschehen zu zwängen pflegen, in seiner ganzen Lächerlichkeit.

Paulas Novemberdepression

Mit Paula ist es mir nur ein einziges Mal so ergangen. Das war, als sie ihren Besuch bei mir wegen unaufschiebbarer Angelegenheiten daheim vom August auf den November hatte verlegen müssen.

Die ganze Zeit über herrschte das für die Jahreszeit typische trübe Herbstwetter. Zuweilen war der Nebel so dicht, dass man selbst die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite nur schemenhaft erkennen konnte. Die Bäume verloren

sich ganz im Nebel, ihre Arme griffen ins Leere, kraftlos warfen sie die letzten Blätter von sich.

Ich hatte eigens für Paulas Besuch die Veranstaltungslisten aller möglichen kulturellen Einrichtungen studiert, hatte Kino- und Theaterbesuche eingeplant und auch einen Gang in den Zoo in Erwägung gezogen. Schließlich kann man auch im November sein Leben genießen, wenn man sich von diesem miesepetrigen Monat nicht die Stimmung diktieren lässt.

Aber schon nach wenigen Tagen konnte ich Paula kaum noch dazu bewegen, die Wohnung zu verlassen. Sie hing die meiste Zeit über auf dem Sofa herum, blätterte lustlos in alten Zeitschriften oder sah einfach nur mit leeren Augen aus dem Fenster. Wenn ich sie ansprach, gab sie – was ganz untypisch für sie ist – nur einsilbige Antworten. Und als ich ihr, um sie aufzuheitern, ihren Lieblingscocktail mixte, bedankte sie sich nur mit einem freudlosen Nicken und ließ das Getränk dann unberührt auf dem Couchtisch stehen.

Nun ist die Novemberdepression ein weit verbreitetes Phänomen, das – weil vorübergehender Natur – an sich nicht weiter beunruhigend ist. In Paulas Fall konnte ich die Stille, die sich dadurch in der Wohnung ausbreitete, jedoch kaum ertragen. Etwas Unheimliches ging von ihr aus, wie bei einem Einbrecher, den man nachts plötzlich im Nebenzimmer hantieren hört und von dem man genau weiß, dass er einem mit sicherem Griff das Liebste rauben wird, das man besitzt.

Paula war einfach nicht mehr Paula. Sie, die sonst immer mit der Energie einer jungen Katze von einer Idee zur nächsten sprang und ständig irgendeinen Schabernack im Kopf hatte,

lag nun ermattet wie ein gealterter Stubentiger auf dem Sofa herum. Es war kaum mitanzusehen!

Der Parteitags-Guru

In meiner Verzweiflung tat ich schließlich etwas, das ich sonst in Anwesenheit von Paula tunlichst vermeide: Ich schaltete den Fernseher ein. Genau jene bebilderte Leere, von der ich sonst meine gemeinsamen Tage mit Paula nicht beschmutzen lassen wollte, erschien mir nun als Rettungsanker. Vielleicht könnte ich Paula, die sonst nie fernsah, durch die ungewohnte Bilderflut ja aus ihrer Lethargie reißen.

Unglücklicherweise übertrug das Programm, das als Erstes auf dem Bildschirm erschien, ausgerechnet einen Parteitag. Gerade hielt der Vorsitzende seine genau einstudierte Rede, getragen von dem üblichen Wechsel aus monotonem Selbstlob und dem theatralischen "Das-ist-unerträglich-wir-machen-alles-besser"-Crescendo.

Paula gähnte herzhaft, hatte sich aber doch dem Bildschirm zugewandt. Rasch wählte ich ein anderes Programm, um die zurückkehrenden Lebensgeister nicht gleich wieder von der gepflegten Parteitagslangeweile ersticken zu lassen.

Zu meiner Überraschung protestierte Paula jedoch, als ich weiterzappte. "Schalt doch noch mal auf das andere Programm um!" bat sie mich.

Nachdem ich ihrer Bitte nachgekommen war, begutachtete sie mit wachsendem Interesse die zweifelhaften Rhetorikkünste des zappelnden Herrn am Rednerpult.

Wozu Parteitage doch gut sind, dachte ich bei mir, während ich ebenso erstaunt wie erleichtert das wieder aufflammende Feuer in Paulas Augen sah. Schließlich fühlte ich mich, da ich sie aus egoistischen Motiven nicht vor der Reise in den deutschen Herbst gewarnt hatte, nicht ganz unschuldig an ihrer depressiven Verstimmung.

"Ich habe noch nie einen Guru gesehen, der so wenig Ausstrahlungskraft besitzt und seine Gemeinde dennoch so fest im Griff hat!" bemerkte Paula schließlich irritiert.

"Das ist ja auch kein Guru, sondern der Vorsitzende einer großen Partei", korrigierte ich sie schmunzelnd.

Paula sah mich verständnislos an: "Einer Partei?"

Ausnahmsweise war mir ihr staunender Kinderblick, der in der Regel der Auftakt zu einer Reihe bohrender Fragen war, einmal nicht unangenehm – war er doch ein deutliches Zeichen dafür, dass das Interesse an ihrer Umwelt wieder in ihr erwacht war.

"Die Parteien sind bei uns ein wesentliches Element der demokratischen Mitbestimmung", erklärte ich ihr. "Bei einem Volk von mehreren Millionen kann man nun einmal nicht über alles selbst entscheiden. Wir haben deshalb eine repräsentative Demokratie, bei der wir Vertreter wählen, die dann für uns die zentralen politischen Entscheidungen treffen. Dabei kommt den Parteien eine Schlüsselrolle zu."

"Dann ist dieser scheinbare Guru also eine Art Fürsprecher, an den ich mich wenden kann, wenn ich bei einer Angelegenheit Unterstützung brauche?" fragte Paula nach.

Ich schüttelte den Kopf. "Nein, das ist nur der oberste Repräsentant der Partei – derjenige, der den Laden zusammenhält, ihr Gesicht nach außen. Und die Parteien selbst sind auch weder Fürsprecher, noch treffen sie selbst die politischen Entscheidungen. Sie entsenden vielmehr, je nach dem Anteil der Stimmen bei den Wahlen, Vertreter ins Parlament, wo dann die Beschlüsse gefasst werden."

"Und warum kann ich dann nicht gleich die Vertreter wählen?" wollte Paula wissen.

"Weil die Parteien die Gewähr dafür bieten, dass die von ihnen entsandten Vertreter einer bestimmten politischen Richtung folgen", erläuterte ich. "Außerdem sind das allesamt Profis, die wissen, wie man sich im Politikbetrieb bewegt und wie bestimmte Ideen politisch durchzusetzen sind."

Paula legte die Stirn in Falten. "Also was jetzt? Entsenden die Parteien nur Vertreter ins Parlament, oder treffen sie doch selbst die Entscheidungen?"

Demokratie oder Vorsitzokratie?

Jetzt fühlte ich mich doch ein wenig genervt von der Fragerei. Dass Paula auch immer alles ganz genau wissen musste!

Ich atmete tief durch, dann stellte ich klar: "Als ich gesagt habe, dass die Parteien nicht selbst die Entscheidungen treffen, habe ich ja nur gemeint, dass sie erst Vertreter ins Parlament entsenden müssen, die dort mit den Vertretern der anderen Parteien über die politischen Entscheidungen debattieren. Aber natürlich stehen die Parteien für bestimmte Inhalte

und Programme, die sie dann auch im Parlament umzusetzen versuchen – sonst bräuchte man sie ja gar nicht."

Paula strich sich eine Locke aus der Stirn. "Dann entsendet jede Partei also ihre Führer ins Parlament, wo sie dann in Auseinandersetzung mit den Führern der anderen Parteien ihre Positionen durchzusetzen versuchen?"

"Nein-nein", schüttelte ich wieder den Kopf. "Im Parlament sitzen natürlich viel mehr Politiker. Es ist ja eine Volksvertretung, keine Parteienvertretung! Deshalb sollen auch aus allen Regionen des Landes Menschen im Parlament vertreten sein."

Paula nippte nun doch kurz an ihrem Cocktail. "Heißt das, dass die Parteien nur grob die Richtung vorgeben, die endgültige Entscheidung aber von den Vertretern der Regionen getroffen wird?" erkundigte sie sich dann.

"Nein, so ist es natürlich nicht", seufzte ich. "Die von den Parteien ins Parlament entsandten Vertreter müssen sich schon an die Beschlüsse der Partei halten. Im Parlament bilden sie eine Fraktion, die dann meist auch geschlossen abstimmt. Für die Einhaltung der Fraktionsdisziplin zu sorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Fraktionsvorsitzenden."

Paula verzog spöttisch das Gesicht. "Dann habt ihr wohl eher eine Vorsitzokratie als eine Demokratie ..."

Ich fühlte mich schon wieder von ihr in die Enge getrieben. Paula wusste doch ganz genau, was ich meinte! Sie missverstand meine Worte absichtlich, um mich zu provozieren. "Ganz ohne Hierarchien geht es nun einmal nicht!" entgegnete ich daher entsprechend gereizt. "Sonst wäre das Parlament ja

kein Entscheidungsgremium, sondern ein reiner Debattierclub."

"Aber du hast doch vorhin gesagt, das Parlament wäre gerade fürs Debattieren da", wandte Paula ein.

"Schon", gestand ich ihr zu, "aber es muss doch auch entscheidungsfähig sein. Und dafür brauchen die Debatten eben eine bestimmte Struktur und Richtung."

"Also wenn die Debatten in eurem Parlament genauso aussehen wie auf dem Parteitag da" – Paula zeigte auf den Fernseher –, "dann haben sie ohnehin nicht viel mit Debattieren zu tun. Dieser Guru da, den du als Parteivorsitzenden bezeichnest, hält ja immer noch seinen Monolog!"

"Nun ja", musste ich zugeben, "die Parteitage sind heute in der Tat eher Showveranstaltungen für die Öffentlichkeit, bei denen die Parteien ihre Repräsentanten ins rechte Licht rücken. Die Diskussionen über die zentralen Beschlüsse laufen meist schon im Vorfeld ab."

Damit gab Paula sich aber erst recht nicht zufrieden. "Ehrlich gesagt, habe ich den Eindruck, dass ihr die Demokratie eher inszeniert, anstatt sie zu leben", maulte sie. "Wenn bei uns wichtige Entscheidungen anstehen, kommen wir ..."

"Ja, ich weiß", unterbrach ich sie, "ihr kommt alle am Strand zusammen, trinkt Palmwein und diskutiert miteinander, bis auch der Letzte mit der Entscheidung einverstanden ist. Aber bei einem Volk von 80 Millionen ist so etwas nun einmal nicht möglich."

"Na hör mal!" gab Paula leicht eingeschnappt zurück. "Immer wenn wir über solche Dinge reden, tust du so, als wäre die Demokratie nur etwas für kleine Inselgemeinschaften. Willst du etwa ernsthaft behaupten, dass umso weniger Demokratie möglich ist, je mehr Menschen in einem Gemeinwesen leben? Dann könntet ihr die Demokratie bei euch ja gleich ganz abschaffen!"

"Tut mir leid", entschuldigte ich mich. "Ich wollte dich nicht kränken. Aber du musst doch zugeben, dass demokratische Entscheidungsprozesse bei uns schwerer zu organisieren sind als in eurem kleinen Inselparadies."

Paula sah mich herausfordernd an. "Lass es uns doch einfach mal probieren!" schlug sie vor. Damit erhob sie sich vom Sofa, nahm einen Stift und Papier zur Hand und setzte sich an den Tisch. Dann verkündete sie mit gespielter Pathos: "Hiermit erkläre ich den Verfassungskonvent für eröffnet!"

Verfassungsreform am Küchentisch

Da war es wieder – das Blitzen in ihren Augen! Paula war endgültig von ihrer Novemberdepression geheilt. Dann hat unser interkultureller Disput dieses Mal wenigstens einem guten Zweck gedient, sagte ich mir.

Ich zierte mich deshalb auch nicht lange und ließ mich bereitwillig auf ihre kleine revolutionäre Spielerei ein. Was dabei herauskommen würde, war mir im Grunde einerlei. Viel wichtiger war mir, mich wieder an Paulas Begeisterung wärmen zu

können, an ihrer kindlichen Freude über den freien Flug der Ideen.

Paulas Art, ihre Gedanken Purzelbäume schlagen zu lassen und noch die verrückteste geistige Figur, die dabei entstand, auszumalen und fortzuspinnen, hatte etwas ausgesprochen Mitreißendes. Nachdem wir die halbe Nacht an unserer Verfassungsreform gearbeitet hatten, hatte daher auch ich das Gefühl, die Welt verändert zu haben. Noch heute steigt in mir, wenn ich das Ergebnis unserer Nachtarbeit betrachte, das Gefühl der Befreiung auf, das sich damals in mir ausgebreitet hatte.

Hier die zentralen Punkte unseres Entwurfs (bei kursiv gesetzten Passagen konnten wir uns nicht auf eine gemeinsame Position einigen):

Paulas Verfassungsideal

Grundzüge einer Reform der demokratischen Mitbestimmung

- 1.** Die Gründung von Parteien ist verboten. Wer andere durch Cliquenbildung oder Gruppendruck daran hindert, sich frei und unabhängig eine Meinung zu bilden, wird bis auf weiteres vom Prozess der demokratischen Entscheidungsfindung ausgeschlossen.
- 2.** Der demokratische Diskussionsprozess erfolgt sachorientiert und themenzentriert, nicht personenbezogen. Zum Zweck der Entscheidungsfindung werden in einer breit an-

gelegten Diskussion, die parallel in allen Medien geführt werden soll, relevante Sachgebiete festgelegt. Zu diesen werden in allen Wahlbezirken Arbeitsgruppen eingerichtet.

3. Art und Anzahl der für relevant erklärten Sachgebiete und Themengruppen können jederzeit der aktuellen Entwicklung angepasst werden. Wenn in einer hinreichenden Zahl (*Paula: in 25 %; ich: in 50 %*) der Wahlbezirke Arbeitsgruppen zu einem neuen Sachgebiet eingerichtet werden, müssen auch in allen anderen Wahlbezirken entsprechende Arbeitsgruppen gebildet werden.
4. Die Mitarbeit in den einzelnen Arbeitsgruppen steht jedem Mitglied der Gemeinschaft, unabhängig von der Staatsangehörigkeit, frei.
5. Die Arbeitsgruppen wählen aus ihrer Mitte Vertreter in die Kreisversammlungen für die einzelnen Sachgebiete. Aus diesen werden Vertreter in die Landesversammlungen entsandt, die wieder Vertreter für die Bundesversammlungen der Arbeitsgruppen bestimmen.
6. Um als Vertreter für ein Sachgebiet nominiert werden zu können, sind entsprechende Qualifikationsnachweise vorzulegen. Dies kann durch entsprechende Zeugnisse über einschlägige Studien und/oder durch Nachweise über praktische Erfahrungen erfolgen. (*Paula: Auch eine Wissensaneignung über autodidaktische Fortbildungen kann anerkannt werden, sofern sie durch entsprechend qualifizierte Diskussionsbeiträge in den Arbeitsgruppen nachgewiesen wird.*)

7. Alle Diskussionen werden live im Internet übertragen und können dort auch kommentiert werden. Zusätzlich werden Ergebnisprotokolle ins Netz gestellt und in den örtlichen Mitteilungsblättern veröffentlicht.
8. Die auf den Bundesversammlungen der Delegierten für die einzelnen Sachgebiete gefassten Beschlüsse werden auf den unteren Ebenen erneut diskutiert. Die Bezirks-, Kreis- und Landesversammlungen können Änderungsanträge einbringen und müssen vor der endgültigen Beschlussfassung gehört werden. *(Paula: ...müssen dem endgültigen Beschluss zustimmen. Sofern bundeseinheitliche Regelungen nicht zwingend erforderlich sind, können in Einzelfällen auf Landes-, Kreis- und Bezirksebene auch abweichende Beschlüsse gefasst werden.)*
9. Die Bundesdelegierten für die einzelnen Sachgebiete beschließen gemeinsam die zu erhebenden Steuern und Abgaben sowie die Verteilung der eingenommenen Mittel auf die einzelnen Sachgebiete. Die Abgabenlast ist nach sozialen Kriterien zu staffeln. Um Streit zwischen den Vertretern der einzelnen Sachgebiete zu vermeiden, wird ein Mindestprozentsatz festgelegt, der jedem Sachgebiet zusteht.
10. Die Bundesdelegierten für die einzelnen Sachgebiete wählen aus ihren Reihen Vertreter, die für das Land in internationalen Gremien die Verhandlungen führen.
11. Die Gesamtheit der Bundesdelegierten benennt einen "primus inter pares", der zu gemeinsamen Sitzungen mit den Führern anderer Länder entsandt wird. *(Paula: Es gibt*

keinen "primus inter pares". Das Führerprinzip wird kompromisslos abgeschafft. An Sitzungen mit Ländern, die am Führerprinzip festhalten, nehmen wechselnde Vertreter der Bundesdelegierten teil, die nach einem rotierenden Prinzip und in Abhängigkeit von den zu behandelnden Themen bestimmt werden.)

- 12.** Alle Delegierten werden für die Dauer von zwei Jahren gewählt. Sie können jederzeit per Misstrauensvotum abberufen werden. Die maximale Frist für ein Delegiertenmandat beträgt vier Wahlperioden.



Der Pulsschlag Gottes
Gespräch über Tierrechte und Religion



Kriegshandlungen im Wald

Selten habe ich Paula so aufgewühlt erlebt wie an dem Tag, als wir im Wald einem Jäger begegnet sind. Er saß auf seinem Hochsitz und nickte uns freundlich zu, als wir an ihm vorbeigingen. Paula aber zuckte trotzdem zusammen, als sie sein Gewehr sah, und duckte sich unwillkürlich, als wollte der Mann im nächsten Augenblick auf sie anlegen.

"Komm", drängte sie mich, als wir außer Reichweite des Jägers waren, "schnell weg von hier! Ich möchte auf keinen Fall in die Kriegshandlungen verwickelt werden."

"Aber das war doch nur ein Jäger!" lachte ich.

Paula sah mich verständnislos an: "Eben – sag' ich doch!"

Der Jäger – ein archaischer Priester?

Es war eine jener Situationen, bei denen ich mir nicht sicher war, ob Paula nur so naiv tat oder ob sie wirklich nicht wusste, welche Aufgaben ein Jäger bei uns hat. Entsprechend kurz angebunden fiel meine Erwiderung aus: "Aber Paula! Du wirst doch wohl wissen, was ein Jäger ist!"

"Ja, natürlich", entgegnete sie irritiert. "Jemand, der Jagd auf andere macht."

Ich schüttelte den Kopf. "Ein Jäger ist für die Kontrolle des Wildtierbestands zuständig. Wir beide haben also gar nichts von ihm zu befürchten."

Paula runzelte die Stirn. "Was soll das heißen – 'Kontrolle des Wildtierbestands'?"

"Nun, der Jäger achtet darauf, dass einzelne Wildtierbestände nicht überhand nehmen und dadurch das ökologische Gleichgewicht gefährden", belehrte ich sie.

"Und wozu braucht er dann ein Gewehr?" wollte Paula wissen.

"Na, um überzählige oder kranke Tiere abzuschießen", erklärte ich.

"Wie bitte?" rief Paula aus. "Er tötet Tiere, nur weil er der Meinung ist, dass es zu viele davon gibt? Wer gibt ihm denn das Recht dazu? Bei Menschen löst man das Problem der Überbevölkerung ja auch nicht dadurch, dass man Abschussquoten festsetzt, sondern indem man die Vermehrung einschränkt. Dasselbe könnte man doch bei den Tieren auch tun – wenn es denn unbedingt nötig ist."

Normalerweise wäre ich auf so eine verrückte Idee nicht weiter eingegangen. Da ich aber wusste, dass Paula nicht eher Ruhe geben würde, als bis ich mich dazu geäußert hätte, bekannte ich seufzend: "Also erstens weiß ich nicht, ob so etwas möglich und effektiv genug wäre. Und zweitens werden doch sowieso immer mal wieder Wildtiere zum Verzehr geschossen. Da kann man doch gewissermaßen das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden."

Paula blieb stehen und maß mich mit einem verächtlichen Blick. "Kannst du mir bitte erklären, was 'angenehm' daran sein soll, ein anderes Lebewesen zu töten?"

"Aber das war doch nur so dahergeredet!" wiegelte ich ab. "Ich wollte lediglich sagen, dass die getöteten Tiere – da bei uns sowieso Fleisch gegessen wird – immerhin einer sinnvollen Verwendung zugeführt werden."

"Soll das vielleicht heißen, dass ihr in dem Jäger so etwas wie einen Zeremonienmeister seht?" verhörte Paula mich weiter. "Jemanden, der eine Art Opferritus durchführt oder vorbereitet? Ist das womöglich ein archaischer Rest in eurer Kultur?"

"Ach was!" lachte ich. "Fleisch ist für uns ein ganz normales Nahrungsmittel – und die Jagd ist bei seiner Produktion ja eher ein Sonderfall. In der Regel werden Tiere für die Fleischgewinnung speziell gezüchtet."

Paula zog die Augenbrauen hoch – das verhieß nichts Gutes. "Willst du damit sagen, dass ihr Tiere nur deshalb aufzieht, um sie zu töten und zu verspeisen?"

"Nun ja", räumte ich ein, als hätte Paula mich bei etwas Verbotenem ertappt. "Die Massentierhaltung und die industrielle Fleischproduktion haben natürlich ihre negativen Seiten. Aber die Tierschutzgesetze sind in letzter Zeit doch stark verbessert worden."

Paula atmete auf. "Dann geht ihr jetzt also gegen diejenigen vor, die andere Lebewesen vorsätzlich töten?"

Ich schmunzelte, aber Paulas Ernst ließ mir das Lächeln auf den Lippen gefrieren. "Nein, so war das nicht gemeint", präziserte ich. "Die Tierschutzgesetze sollen nur verhindern, dass den Tieren unnötiges Leid zugefügt wird."

Paula schüttelte den Kopf. "Dass es der einzige Zweck eines Lebewesens ist, getötet und von anderen verspeist zu werden, haltet ihr also nicht für unnötiges Leid?"

"Glaubt ihr an Seelenwanderung?"

Ich stöhnte genervt auf. Es ärgerte mich, dass Paula mich schon wieder mit ihren Fragen in die Enge trieb. Sie wusste doch ganz genau, dass der Fleischverzehr in unserer Kultur etwas ganz Normales, allgemein Akzeptiertes war! "Sag mal", fragte ich daher entsprechend gereizt zurück. "Esst ihr bei euch denn gar kein Fleisch? Glaubt ihr etwa an Seelenwanderung?"

"An Seelenwanderung?" wunderte sich Paula. "Nein – wie kommst du denn darauf?"

"Ich meine ja nur ... weil du so darauf beharrst, dass man kein anderes Lebewesen töten darf", sagte ich zögernd. Es ärgerte mich, dass ich mich zu der unbedachten Bemerkung hatte hinreißen lassen – so hatte ich ohne Not eine zweite Diskussionsfront aufgemacht.

Paula verstand mich noch immer nicht – oder wollte sie mich nur nicht verstehen? "Und was hat es mit Seelenwanderung zu tun, wenn man sich gegen die Tötung anderer Lebewesen zum Fleischverzehr ausspricht?" fragte sie.

"Ich hatte halt angenommen, ihr glaubt daran, dass die Seelen eurer Vorfahren in den Tieren weiterleben", erklärte ich seufzend.

"Du meinst also, Tiere hätten nur dann ein eigenes Lebensrecht, wenn sie durch die Berührung mit dem menschlichen Seelen-Manna geädelt werden?" spottete Paula.

"Na ja", entgegnete ich kleinlaut, "ich kenne eure Glaubensvorstellungen ja nicht – und da dachte ich eben ..." Ich führte den Satz nicht zu Ende – ich wusste selbst nicht mehr, was ich mir bei der Bemerkung gedacht hatte.

Wo und was ist Gott?

Wir traten auf eine kleine Lichtung hinaus. Da die Äste der Bäume von der Seite in den freien Raum hineinwucherten, tropfte das Licht nur wie durch Butzenscheiben auf uns herab. Lediglich eine schmale Himmelskuppel wölbte sich über uns.

"Ich war eigentlich davon ausgegangen, dass unsere religiösen Vorstellungen gar nicht so weit auseinanderliegen", bemerkte Paula nach einer Weile. "'Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott' – heißt es nicht so in eurem heiligen Buch?"

Erstaunt, dass Paula die Bibel kannte, nickte ich. Ich fragte mich, worauf sie hinauswollte.

"Siehst du, und das entspricht auch genau dem, woran wir glauben", behauptete sie kühn. "Dass das Wort im Anfang bei Gott ist, bedeutet doch wohl, dass anfangs gar nichts da ist. Erst wenn Gott sich seines Wortes, also seines Geistes, entäußert, wenn dieser sich außerhalb der Urzelle, in die er sich vor Anbeginn der Zeiten eingekapselt hatte, entfaltet, entsteht das Universum, und mit ihm auch alles andere Seiende. Dies

aber bedeutet, dass alles Seiende vom göttlichen Geist durchwirkt ist und deshalb auch seine eigene Würde und seine eigene Daseinsberechtigung besitzt."

"Nach dieser Logik dürfte man ja noch nicht einmal einen Baum fällen", wandte ich ein.

"Streng genommen natürlich nicht", bestätigte Paula. "Aber in der Welt, wie wir sie kennen, ist es nun einmal so, dass ständig ein Seiendes in einem anderen aufgeht. Und gerade Bäume werfen ja ohnehin immer mal wieder einzelne Äste und Zweige ab. Um Brennholz zu gewinnen oder Material für den Hausbau, darf man aber sicher auch etwas von dem Baum absägen. Dabei muss man nur stets darauf achten, dass seine Existenz in ihrer Gesamtheit keinen Schaden nimmt."

Wahrscheinlich würden die Menschen noch immer in Höhlen leben, wenn alle diesem Grundsatz folgten, dachte ich bei mir. Für meine Antwort konzentrierte ich mich jedoch auf ein anderes, meines Erachtens schlagkräftigeres Argument: "Und was ist mit den Raubtieren? Sind die für euch etwa ein Werk des Teufels?"

"Das ist etwas anderes", wies Paula den Einwand zurück. "Wenn ein Tier ein anderes tötet, so tut es dies stets, um zu überleben. Das Raubtier ist so, wie es ist – es hat keine andere Wahl. Der Mensch jedoch – vor allem, wenn er in einer so übersättigten Welt lebt, wie ihr sie euch geschaffen habt – hat immer eine Wahl. Er kann problemlos überleben, ohne andere Lebewesen zu töten."

"Manchmal ist genau das aber notwendig, um das Gleichgewicht in einem Ökosystem wiederherzustellen", gab ich zu be-

denken. "Der Natur gelingt es eben nicht immer, sich selbst zu regulieren."

"Wenn sie das nicht schafft, ist das in der Regel doch die Schuld des Menschen, der sie zuvor aus dem Gleichgewicht gebracht hat", widersprach mir Paula. "Nur weil Menschen mehr technische Möglichkeiten haben als andere Lebewesen, haben sie noch lange nicht das Recht, sich auf den Thron Gottes zu setzen. Dadurch zerstören sie nur den sich selbst regulierenden Kreislauf der Natur. Deshalb ist es auch Unsinn, zu behaupten, sie allein könnten den durch diese Selbstvergöttlichung angerichteten Schaden wieder reparieren."

Menschliche Hybris und göttlicher Atem

Wir verließen die Lichtung und traten in einen dichten Fichtenwald ein. Es war so finster darin, dass ich anfangs den Eindruck hatte, von völliger Dunkelheit umgeben zu sein. Erst allmählich gewöhnten sich die Augen an die neuen Lichtverhältnisse.

"Weißt du, was ich glaube?" fragte Paula, nachdem wir eine Zeitlang schweigend nebeneinander hergegangen waren. "Dass diese Selbstbeweihräucherung des Menschen als 'Krone der Schöpfung' im Grunde auf einer tiefen existenziellen Verunsicherung beruht. Denn das, was den Menschen wirklich von anderen Lebewesen unterscheidet, ist doch seine Fähigkeit, sich denkend auf sich selbst zurückzubeugen, sich seiner selbst und seiner Lebenssituation bewusst zu werden."

"Hoppla!" entfuhr es Paula. Im Dämmerlicht des Waldes wäre sie fast über einen morschen Ast gestolpert. Sie ließ sich davon jedoch nicht aus dem Konzept bringen und setzte ihren Gedankengang unbeirrt fort: "Was sieht es aber, das arme Menschenwürmchen, wenn es in den Spiegel seines eigenen Daseins schaut? – Dass es von Geburt an zum Tode verurteilt ist und dass seine Existenz schon nach dem Bruchteil eines Wimpernschlags wieder vorbei sein wird! Und was macht es da? Es stilisiert sich selbst zur 'Krone der Schöpfung' und wiegt sich so sein Leben lang in der Illusion, allmächtig und damit auch unsterblich zu sein. Das heißt, der Mensch setzt seine besonderen geistigen Fähigkeiten nur dazu ein, sich über sein wahres Schicksal zu belügen. Und in dieser Kombination aus Blindheit und angemaßter Gottgleichheit liegt, wie mir scheint, ein ungeheuer zerstörerisches Potenzial."

Eine Bachstelze landete auf unserem Weg und hüpfte, auf dem aufgeweichten Waldboden nach Nahrung suchend, vor uns her. Immer wenn wir sie fast erreicht hatten, flog sie ein paar Meter weiter und gab dann von neuem die Vorhut für uns.

"Ein Glück nur, dass selbst die Erde nur ein unbedeutendes Bruchstück im großen Bauplan des Universums ist", philosophierte Paula weiter. "Die Dynamik der Selbstentfaltung des göttlichen Geistes wird durch ihren Untergang sicher in keiner Weise beeinflusst. Dies kann nur durch die dieser Dynamik selbst innewohnende Logik geschehen – dadurch, dass der göttliche Geist irgendwann wieder in seinen Ursprung zurückstrebt, dass er sich erneut in sich selbst zurückzieht, um sich

dann abermals seiner selbst zu entäußern. Das ist es, was wir den Pulsschlag Gottes nennen."

Wir traten aus dem Wald heraus und erklimmen schweigend eine kleine Anhöhe, von der aus man einen weiten Blick ins Land hinaus hatte. Ein Hügelkamm reihte sich an den nächsten, bis die grünen Wellen in der Ferne ineinanderflossen und sich in der milchigen Abenddämmerung verloren. Es war, als würde man auf einen See blicken, dessen Oberfläche von einem leichten Wind gekräuselt wird.

Während unsere Augen sich in dem imaginären See verloren, hallten Paulas Worte in mir nach. Als ich aufblickte, zeigte sich am Himmel schon die bleiche Mondsichel. Folgte nicht auch sie, so musste ich unwillkürlich denken, in ihrem immer neuen Erblühen und Verblassen einer Art lautlosem Pulsschlag?

Ich drehte mich zu Paula um. Als ich aber meine Gedanken mit ihr teilen wollte, musste ich feststellen, dass sie die Augen geschlossen hatte. Andächtig sog sie die frische Abendluft ein und versenkte sich wohl gerade auf ihre Weise in den Pulsschlag des Lebens, den der laue Sommerwind ihr um die Wangen fächelte.



Die interinsulare Polizei

Gespräch über Krieg und Militär



Paulas Südseelied-Sprache

Wenn Paula spricht, hört es sich für mich stets so an, als würde ein exotischer Vogel singen. Oder vielmehr: Es hört sich so an, wie ich mir den Gesang eines exotischen Vogels vorstelle. Schließlich kenne ich exotische Vögel nur aus dem Zoo. Ob sie in ihrer natürlichen Umgebung genauso singen wie hinter Gittern, kann ich nicht beurteilen.

Mein Eindruck, Paula würde beim Sprechen singen, rührt wohl vor allem daher, dass es in ihrer Sprache sehr viele Vokale gibt. Wenn sie deutsch spricht, dehnt sie die Vokale daher länger als nötig, als wollte sie dadurch die harte Landung bei den Konsonanten hinauszögern. Diese wiederum spricht sie weicher aus, als es korrekt wäre, und streut zwischendurch zudem ein paar zusätzliche Vokale ein, um ihre Härte abzumildern. Dadurch erhält Paulas Sprechweise etwas sehr Melodisches, und ihre Worte wirken auch dann noch verbindlich, wenn sie inhaltlich auf Konfrontationskurs zu ihrem Gesprächspartner geht.

Paula zuzuhören, ist so, als würde einen die getragene Heiterkeit eines Südseeliedes anwehen.

Kriegsverbrechen und das Verbrechen des Krieges

Nur ein einziges Mal habe ich es erlebt, dass Paulas Worte so hart klangen, wie sie gemeint waren. Das war, als ich beim gemeinsamen Frühstück mit ihr einen Bericht über einen Kriegsverbrecher – um welchen es sich handelte, weiß ich nicht mehr – in der Zeitung gelesen habe. "So ein Unmensch!" hatte

ich, angewidert von den beschriebenen Untaten des Mannes, geflucht. "Hoffentlich wird er für seine Kriegsverbrechen auch zur Verantwortung gezogen!"

Ich sehe noch genau Paulas hochgezogene Augenbrauen vor mir, diese expressive Missfallensbekundung, die so oft ihre Fragegewitter ankündigt. "Kriegsverbrechen?" echote sie. "Das ist aber ein merkwürdiges Wort! Der Krieg selbst ist doch das Verbrechen. Von 'Kriegsverbrechen' zu sprechen, ist ja so, als würde ich von dem Vergewaltigungsgewalttäter sprechen, statt einfach nur von dem Vergewaltiger."

Seufzend belehrte ich sie: "Unter Kriegsverbrechen versteht man Kriegshandlungen, die für das Erreichen der eigentlichen Kriegsziele nicht notwendig sind und sich durch unverhältnismäßige Grausamkeit auszeichnen. Gemeint sind damit insbesondere Verbrechen an der Zivilbevölkerung, aber beispielsweise auch Misshandlungen von Kriegsgefangenen oder Angriffe auf Menschen, die vor den Kriegshandlungen fliehen."

"Ansonsten soll es im Krieg aber kein Verbrechen sein, wenn ich meinen Mitmenschen töte?" empörte sich Paula. "Mutiert der etwa zur Spielfigur auf einem Schachbrett, nur weil er eine Uniform trägt? Verliert man bei euch seine Menschenrechte, wenn man in einen Soldatenrock schlüpft?"

Paulas aufbrausende, für sie ganz untypische Art irritierte mich zwar. Dennoch ließ ich mich von ihrer Kritik nicht aus dem Konzept bringen. Ich kannte ja ihre Vorliebe dafür, die Dinge zuzuspitzen und sie so zu hinterfragen.

"Die normalen Kriegshandlungen unterliegen durchaus auch bestimmten Regeln", führte ich aus. "Deshalb gilt beispiels-

weise der Einsatz mancher Arten von Waffen als Kriegsverbrechen. Biologische und chemische Waffen, Streubomben und Minen sind heutzutage ..."

Paula sah mich widerwillig, fast schon angewidert an. "Wenn der Mord nur sauber genug ausgeführt wird, ist er durch die hehren Ziele gerechtfertigt", unterbrach sie mich. "Ist es das, was du sagen willst?"

Jetzt begann auch ich mich allmählich zu echauffieren – in erster Linie wohl deshalb, weil mich Paulas anklagender Ton, den ich von ihr einfach nicht gewohnt war, beunruhigte.

"Man kann doch hier nicht von 'Mord' sprechen!" protestierte ich. "Einen Krieg bricht doch niemand einfach so vom Zaun. Er ist immer die Ultima Ratio der Politik, ein Mittel, das man einsetzt, wenn alle diplomatischen Verständigungsversuche versagt haben. Dann aber geht es stets um den Dienst am Vaterland, darum, das eigene Leben in den Dienst von etwas Höherem zu stellen und es notfalls auch dafür zu opfern. Jemanden, der so etwas auf sich nimmt, kann man doch nicht als 'Mörder' bezeichnen!"

"Und was ist mit denen, die dein Held bei seinem 'Dienst am Vaterland' tötet?" setzte Paula ihr argumentatives Sperrfeuer fort. "Werden die in ihm auch keinen Mörder sehen?"

"Der Krieg ist nun einmal kein Ringelreihen", erwiderte ich kühl. "Wenn unsere Soldaten angegriffen werden, werden sie sich ja wohl noch verteidigen dürfen!"

Kriegsdienst und Dienst am Krieg

Paula verzog missmutig das Gesicht. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie mit meiner Argumentation ganz und gar nicht einverstanden war. "Was passiert eigentlich mit denen, die nicht bereit sind, für ihr Vaterland zu töten?" wollte sie wissen.

Die provokante Art der Fragestellung ging mir zwar gegen den Strich. Da ich die Argumente aber auf meiner Seite zu haben glaubte, gelang es mir trotzdem, kühlen Kopf zu bewahren.

"Generell ist das ja nur dann ein Problem, wenn die Armee aus Wehrpflichtigen besteht", führte ich aus. "In diesem Fall existiert aber meist auch die Möglichkeit der Wehrdienstverweigerung. Dann muss man in der Regel irgendeinen Ersatzdienst leisten, wird also beispielsweise als Sanitäter eingesetzt oder als Bausoldat."

"Dem Krieg dienen muss man aber trotzdem?" hakte Paula nach.

"In gewisser Weise schon", räumte ich ein. "Nur eben nicht an vorderster Front. Aber das gilt, wie gesagt, nur für den Fall, dass es eine allgemeine Wehrpflicht gibt. Wir haben jedoch mittlerweile eine reine Berufsarmee."

"Ihr macht also das Töten zum Beruf? Ihr bildet Leute dafür aus, dass sie andere töten – und bezahlt sie dann auch noch dafür?" fragte mich Paula herausfordernd. Es war ein absichtliches Missverstehen meiner Worte, eine ganz bewusste Provokation.

Schmallippig entgegnete ich: "Wir bilden Leute dafür aus, das sie unser Land im Kriegsfall verteidigen und unsere Interessen, wenn nötig, auch im Ausland vertreten. Aus deinem Mund hört es sich ja so an, als würden wir Killer-Camps unterhalten!"

Etwas sanfter, fast schon mitleidig setzte Paula hinzu: "Aber habt ihr denn gar keine Angst vor dem, was eure Kampfausbildung aus den Menschen macht? Davor, dass ihr die Bestie in ihnen ermuntert, ihr Haupt zu erheben? Dass diejenigen, die ihr dieser Bestie ausliefert, innerlich von ihr aufgefressen werden und – wenn sie ihr nicht gleich ganz zum Opfer fallen – niemals mehr ein normales Mitglied der Gemeinschaft werden können?"

Wie die Inselpolizei funktioniert

Das "posttraumatische Belastungssyndrom" kam mir in den Sinn. Ich hütete mich jedoch davor, es zu erwähnen. Paula war sich, wie ich fand, ihrer Sache auch so schon zu sicher. Stattdessen beschloss ich, die Fragerichtung umzudrehen.

"Lieber werde ich von inneren als von äußeren Bestien aufgefressen – und die wird es bei euch doch sicher auch geben", konterte ich. "Also werdet ihr wohl oder übel auch Vorsichtsmaßnahmen ergreifen müssen, um ihnen nicht zum Opfer zu fallen."

"Das stimmt", gab Paula unumwunden zu. "Wir haben uns mit den anderen Inseln unserer Region auf die Gründung einer gemeinsamen Polizei geeinigt, die bei Konfliktfällen einschreitet."

"Siehst du", triumphierte ich. "Ganz ohne Gewalt geht es bei euch eben auch nicht! Und ob man die Verteidigungstruppe nun 'Polizei' oder 'Armee' nennt, ist doch im Grunde einerlei."

"Das würde ich nicht sagen", widersprach mir Paula. "Das Besondere an unserer interinsularen Polizei ist ja gerade, dass sie völlig autonom handelt. Dadurch kann es auch zu keiner Vermischung der Maßnahmen zur Konfliktlösung mit den speziellen Interessen einzelner Inseln kommen."

Ich versuchte, Paula mit ihren eigenen argumentativen Mitteln zu schlagen, und schoss augenblicklich den nächsten Fragepfeil ab: "Aber Gewalt darf eure Polizei doch wohl auch anwenden – oder wie soll sie sonst den Frieden gegen gewaltbereite Angreifer durchsetzen?"

"Unsere Polizisten sind mit Betäubungspfeilen ausgestattet, die ein besonders schnell wirksames Gift abgeben", erläuterte Paula. "Auch dieses Mittel darf allerdings nur im äußersten Notfall eingesetzt werden."

Vertrauensselige Verteidigung?

Ich stellte mir vor, wie Paulas friedvolle Insulaner auf die Annäherung einer Kriegsflotte hin mit Rauchzeichen die Polizei verständigen und wie sich die wackeren Inselverteidiger dann mit Pfeil und Bogen der feindlichen Armada entgegenstellen. Diese Vorstellung löste, zusammen mit Paulas feierlichem Ernst, einen hysterischen Lachanfall in mir aus, den ich nur schwer unterdrücken konnte. Ich versuchte zwar, ihn durch

künstliches Husten zu kaschieren, konnte meinen Zustand aber doch nicht vor Paula verbergen.

"Ich wüsste nicht, was daran komisch sein soll!" wies sie mich verschnupft zurecht. "Findest du unsere Bemühungen, unsere Konflikte friedlich zu lösen, denn so lächerlich?"

"Nein-nein", versuchte ich sie zu besänftigen, "ganz und gar nicht. Es ist nur ..." – der Lachreiz war noch immer so stark, dass ich ihn nur unterdrücken konnte, indem ich mich mit aller Kraft in den Unterarm kniff – "... eure Konfliktlösungsstrategie setzt doch schon das voraus, was durch sie erst hervorgebracht werden soll: die Bereitschaft aller Beteiligten, sich einer Instanz zur friedlichen Konfliktbeilegung zu unterwerfen. Was könnte eure gewaltfreie Polizei denn ausrichten, wenn eines eurer Mini-Inselreiche plötzlich beschließen würde, die anderen mit modernen Waffensystemen zu attackieren?"

Zögernd erwiderte Paula: "Dagegen wären wir natürlich machtlos. Eigentlich kann das aber gar nicht passieren. Unser Konfliktlösungssystem beruht ja auf einer von allen Mitgliedern des Inselverbands unterzeichneten Vereinbarung, die nicht nur den Einsatz, sondern auch die Produktion tödlicher Waffen ächtet, weil deren Herstellung und Erprobung in der Vergangenheit stets der erste Schritt zu ihrer Anwendung war."

"Siehst du", resümierte ich väterlich, "das meine ich eben. Ihr seid einfach zu vertrauensselig. All die tödlichen Waffen sind nun einmal in der Welt – und wer ihnen heute abschwört, sieht sie morgen vielleicht als probates Mittel zur Durchsetzung seiner Interessen an. Du selbst hast doch von der Bestie

gesprochen, die in jedem Menschen lauert. Nun, und alles, was wir mit unserer Armee tun, ist doch, diese Bestie unter Kontrolle zu halten."

Paula erwiderte nichts. Sollte ich dieses Mal tatsächlich das letzte Wort behalten? Siegesicher setzte ich hinzu: "Anders ausgedrückt: Wo ihr euch durch euer kindliches Vertrauen zueinander der Gefahr aussetzt, irgendwann von dieser Bestie überwältigt zu werden, bewahren wir uns ein gesundes Misstrauen im Umgang miteinander, weil wir wissen, dass diese Bestie in jedem von uns schläft und für uns alle jederzeit zu einer tödlichen Bedrohung werden kann."

Misstrauen als Basis für Vertrauen?

Paula schwieg noch immer. Nachdenklich sah sie zum Fenster hinaus, obwohl draußen nichts als die gegenüberliegende Häuserwand zu sehen war. Nach einer Weile fragte sie mich mit leiser Stimme: "Du meinst, wir müssen uns gegenseitig misstrauen, damit wir miteinander in Frieden leben können?"

"Ich würde es", präzisierte ich, "so sagen: Nur auf dem Boden eines gesunden Misstrauens kann jenes Vertrauen gedeihen, das die friedliche Lösung von Konflikten dauerhaft ermöglicht."

Daraufhin verfiel Paula endgültig in ein grüblerisches Schweigen. Es hatte auf mich eine ähnlich beunruhigende Wirkung wie das plötzliche Verstummen der Vögel bei einer Sonnenfinsternis. Ich fühlte mich wie ein Vater, der seinem Kind aus

purere Besserwisserie die Existenz des Weihnachtsmanns ausgedeutet hat.

Jetzt hatte ich tatsächlich ein schlechtes Gewissen. Was hatte mich nur geritten, dass ich meiner Südseeschönheit die unbeschwerteste Heiterkeit, die ich so sehr an ihr liebte, ausgetrieben hatte?



Um wieder ein Lachen auf ihr Gesicht zu zaubern, schlug ich Paula schließlich einen Ausflug in eine ihrer Lieblingseisdielen vor. Aber auch das half nicht. Paula erhob sich zwar von ihrem Platz und ging zur Tür. Als ich jedoch wie selbstverständlich nach meiner Jacke griff, um sie zu begleiten, sah sie mich an, als hätte sie vergessen, dass ich da war.

"Sei mir nicht böse", bat sie mich. "Aber ich möchte jetzt lieber allein sein."

In dem dunklen Flur schimmerten ihre Augen wie zwei Schmetterlingsflügel, die sich im Dickicht eines Urwalds verlieren.

Der Aussteiger
Gespräch über das Wirtschaftswachstum



Wachstum und Gerechtigkeit

Zu den Dingen, über die Paula sich immer wieder wundert, wenn sie bei mir zu Besuch ist, gehören die vielen Baustellen in der Stadt. "Irgendwann müsst ihr doch mal fertig sein!" hat sie einmal zu mir gesagt. "Sonst lebt ihr doch in einem ewigen Provisorium."

"Da hast du mal was Wahres gesagt!" lachte ich. "Unsere Städte sind wirklich ein ewiges Provisorium – sozusagen ein Spiegelbild der modernen Welt und ihrer sich ständig selbst überholenden Dynamik. Abgesehen davon ist die Baubranche natürlich auch ein wichtiger Motor unserer Konjunktur."

Ich biss mir auf die Zunge. Warum nur hatte ich den blöden Nachsatz anfügen müssen? Jetzt stand mir wahrscheinlich wieder ein anstrengendes Frage-Antwort-Spiel bevor!

Um das Ganze abzukürzen, wartete ich gar nicht erst, bis Paula ihren fragenden Blick in Worte übersetzte, sondern schob gleich eine Erklärung hinterher: "Unter 'Konjunktur' verstehen wir die Entwicklungsdynamik unserer Wirtschaft. Spricht man beispielsweise von einer 'stabilen Konjunktur', so befindet sich die Wirtschaft auf Wachstumskurs."

Paula sah mich noch immer an, als würde ich in einem Dialekt der Inneren Mongolei auf sie einreden. "Von welcher Wirtschaft redest du jetzt eigentlich?" fragte sie. "Von der Landwirtschaft? Von der Textilwirtschaft? Oder vielleicht ...?"

"Wenn man von 'der' Wirtschaft redet, ist immer die Gesamtheit der volkswirtschaftlichen Aktivitäten gemeint", unter-

brach ich sie. "Das Ergebnis bezeichnet man auch als Bruttosozialprodukt."

"Dann wird damit also ein Mechanismus zur Herstellung von Gerechtigkeit bezeichnet?" deutete Paula meine Worte. "Um nicht einzelne Wirtschaftszweige, die niedrigere Umsätze als andere erzielt haben, zu benachteiligen, errechnet ihr den durchschnittlichen Gewinn aller Wirtschaftszweige und verteilt dann die Gewinne gleichmäßig unter allen Gemeinschaftsmitgliedern. Richtig?"

Ich seufzte. Manchmal war Paula die Logik unseres Denkens so fremd, dass es selbst bei einfachsten Zusammenhängen kaum möglich war, sie ihr begreiflich zu machen.

"Nein, mit Umverteilung hat das nichts zu tun", korrigierte ich sie. "Natürlich führt eine stabile Konjunktur in der Regel auch zur Anhebung des Wohlstandsniveaus. Das heißt aber nicht, dass Einzelne dabei nicht auch Nachteile erleiden, also etwa bankrottgehen oder den Arbeitsplatz verlieren. Schließlich können die Unternehmen ja bei weniger Wettbewerbern mehr Gewinne generieren oder Kosten sparen, wenn sie mit weniger Arbeitskräften auskommen. Wenn sie die Produktivität steigern und ihre Gewinne erhöhen, deutet das daher zwar auf eine robuste konjunkturelle Entwicklung hin, heißt aber nicht notwendig, dass auch das einzelne Unternehmen oder die einzelne Arbeitskraft davon profitiert."

Paula schüttelte verständnislos den Kopf. "Wie kann denn eine allgemeine Entwicklung positiv sein, wenn sie für den Einzelnen negativ ist?"

Wiedersehen mit Timmy

Glücklicherweise schien sie eher laut zu denken, als ihre Fragekaskade fortsetzen zu wollen. Ich unterließ es daher tunlichst, auf die Bemerkung einzugehen. Stattdessen bemühte ich mich, ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken.

Es war ein lauer Sommerabend, und dazu noch der letzte Tag von Paulas Aufenthalt bei mir. Den wollte ich nun wirklich nicht von irgendwelchen Grundsatzdiskussionen trüben lassen! Lieber wollte ich mich mit ihr in eines der Straßencafés setzen und dort in das Geräuschemeer aus Straßenmusik, Gesprächsfetzen und verwehendem Gelächter eintauchen. Leider machte mir dabei ein unglücklicher Zufall einen Strich durch die Rechnung.

Kurz bevor wir den zentralen Platz erreichten, wo die Cafés und Restaurants ihre Tische wie um eine imaginäre Bühne gruppiert hatten, kamen wir an einem Obdachlosen vorbei, der sich, einen zerknautschten Hut im Schoß, vor einem Kaufhaus niedergelassen hatte. Ich hatte zwar meinen Obdachlosen-Obolus für den Tag schon entrichtet, aber Paula sah den Mann so mitleidig an, dass ich mich genötigt fühlte, noch eine Münze lockerzumachen.

Als ich die milde Gabe in den Hut fallen ließ, trafen sich meine Blicke mit denen des Mannes auf dem Boden. Für ein paar Sekunden las jeder im Gesicht des Anderen, auf der Suche nach irgendeinem Anhaltspunkt, der das plötzliche Gefühl der Vertrautheit erklären könnte.

"Timmy?" fragte ich schließlich ungläubig.

Der Andere nickte. Und nun gelang es mir tatsächlich, hinter dem dichten Vollbart und den zerzausten Haaren den Mann zu erkennen, mit dem ich einmal befreundet gewesen war. Eigentlich hieß er ja Erwin, aber alle riefen ihn nur bei seinem zweiten Vornamen, Tim oder eben Timmy.

Wie lange war es mittlerweile her, dass ich ihn das letzte Mal gesehen hatte? Vier Jahre? Oder doch eher fünf? Oder noch länger?

Timmys Geschichte

Timmy hatte schon immer ein eher zurückgezogenes Leben geführt. Als seine Großeltern mütterlicherseits gestorben waren, hatten seine Eltern keine Verwendung gehabt für das alte Haus. Und da auch sonst niemand von der Familie einziehen wollte und am Markt nur ein lächerlich niedriger Preis dafür zu erzielen war, hatte man es Timmy überschrieben.

Hinter dem Haus erstreckte sich ein verwilderter Garten, mit alten Obstbäumen und abgestorbenen Ulmen, die Timmy, den Spechten zur Freude, einfach sich selbst überließ. Dort habe ich im Sommer oft mit ihm gesessen und bei einem Glas Rotwein den Grillen gelauscht.

Soweit ich mich erinnern konnte, hatte Timmy damals auch einen festen Job gehabt. Ich verstand also zunächst gar nicht, was ihn so aus der Bahn hatte werfen können. Allerdings entsann ich mich auch, dass sein Verhalten schon damals immer befremdlichere Züge angenommen hatte.

Hatte nicht alles mit einem kaputten Staubsauger angefangen? Mir fielen wieder die zahlreichen Treppen und Winkel ein, die es in Timmys altem Gemäuer gab. Einen modernen Staubsauger stellte das vor ungeahnte Probleme.

Als Timmy sich innerhalb von zwei Jahren schon den dritten neuen Staubsauger hatte anschaffen müssen, erinnerte er sich an den mechanischen Teppichkehrer, den seine Oma früher benutzt hatte. Er fand ihn noch unversehrt auf dem Speicher, das Gerät funktionierte einwandfrei, und das Putzergebnis war aus seiner Sicht ebenfalls zufriedenstellend.

"Für mich reicht's", konterte er meinen skeptischen Blick, als er mir davon erzählte. "Ich bin doch kein Putzteufel!"

Von da an ersetzte Timmy alle elektrischen Geräte nach und nach durch die mechanische Variante: das Rührgerät durch einen Schneebesen, den Rasierapparat durch einen Handrasierer, und den Föhn durch heiße Luft, die ihm im Sommer die Sonne, im Winter seine Ofenheizung spendete.

Wie Timmy zum Aussteiger wurde

Eines Tages berichtete Timmy mir mit kindlichem Stolz, dass er nun auch seinen Wasserkocher abgeschafft hätte. Stattdessen koche er das Wasser neuerdings auf dem alten Beistellherd seiner Großeltern, den er gleichzeitig zum Heizen benutzen könne.

Wenn ich ihn daraufhin in eine Diskussion über die umweltschädlichen Folgen des vermehrten Holzverbrauchs und die Feinstaubproblematik verwickelt hätte, wären meine Worte

vielleicht sogar auf fruchtbaren Boden gefallen. Mir aber ging der fast schon missionarische Eifer, mit dem er alle technischen Errungenschaften über Bord warf, zunehmend auf den Wecker. Deshalb fiel meine Antwort leider etwas grundsätzlicher aus.

"Wenn's nach dir ginge", entgegnete ich genervt, "würden wir wahrscheinlich noch wie die Steinzeitmenschen in Höhlen leben. Ohne technischen Fortschritt gäbe es doch weder Zivilisation noch Kultur. Und die Konjunktur würde ohne ihn auch abgewürgt werden. Die Wirtschaft braucht nun einmal Innovationen, um wachsen zu können. Und wirtschaftliches Wachstum sichert das Überleben unserer Gesellschaft. Denn ohne Wachstum gäbe es keine Arbeitsplätze, ohne Arbeitsplätze keinen Konsum, ohne Konsum keine Produktion ... Du siehst, technischer Fortschritt ist ein Kernelement der modernen Gesellschaft. Ohne ihn würde unser gesamtes Wirtschaftssystem kollabieren."

Auf diese Worte hin war Timmy in ein düsteres Schweigen verfallen. Ich spürte zwar sofort, dass ich mich ein wenig im Ton vergriffen hatte. Alle Versuche, einzulenken und harmlosere Themen anzuschneiden, schlugen jedoch fehl.

Timmy blieb während meines gesamten Besuchs einsilbig. Er bot mir noch nicht einmal etwas von dem Tee an, den er extra für mich gekocht hatte. Also machte ich mich, nun selbst verstimmt, kurz darauf aus dem Staub. Danach hat er sich nicht mehr bei mir gemeldet, und auch ich hatte keine Veranlassung gesehen, ihn noch einmal aufzusuchen.

Timmys Alltag

All das schoss mir durch den Kopf, als ich Timmy nun so unverhofft wiedersah. Ich hatte deshalb allerdings keineswegs vor, mich länger mit ihm abzugeben.

Wie gesagt – es war mein letzter Abend mit Paula. Ich bemühte mich daher, die Unterhaltung mit Timmy auf ein paar Höflichkeitsfloskeln zu beschränken und mich dann aus dem Staub zu machen.

Leider kam Paula mir jedoch zuvor: "Ihr kennt euch?" fragte sie, indem sie abwechselnd mich und Timmy ansah.

Auf unser Nicken hin meinte sie fröhlich: "So ein Zufall! Dann lasst uns doch alle zusammen was trinken gehen!"

So musste ich mich zähneknirschend damit abfinden, dass Timmy uns in eines der Straßencafés begleitete.

"Sag mal", fragte ich ihn, nachdem wir uns ein schönes Plätzchen ausgesucht hatten, "wohnst du eigentlich immer noch in dem alten Kasten?"

Ich hatte die Frage einfach so dahingesagt, um das Eis zu brechen. Erst danach fiel mir auf, dass ich damit wohl an einen wunden Punkt gerührt hatte. Denn warum sollte Timmy sein Lager in der Fußgängerzone aufschlagen, wenn er ein eigenes Haus besaß?

Timmy aber entgegnete mit der größten Selbstverständlichkeit: "Ich habe mir für den Winter ein Zimmer darin freigehalten. Den Rest habe ich einer Obdachloseninitiative überlassen."

"Ach so – und da gibt's Probleme mit der Miete?" schlussfolgerte ich, da Timmy im Falle regelmäßiger Mietzahlungen ja nicht hätte betteln gehen müssen.

Aber Timmy lachte nur trocken. "Welche Miete denn?" Eine gewisse trotzig Überheblichkeit schwang in seinen Worten mit.

"Du meinst, du überlässt denen das Haus kostenlos?" wunderte ich mich.

Timmy nickte stolz.

"Und wovon lebst du dann?" bohrte ich unvorsichtigerweise weiter. "Ich meine, von den paar Münzen, die du hier einsammelst, kannst du ja kaum deinen Lebensunterhalt bestreiten. Außerdem ist das doch irgendwie ... irgendwie ..."

"Würdelos?" führte Timmy meinen Gedanken weiter. "Ist es das, was du sagen wolltest?"

Paula warf mir einen strafenden Blick zu. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie mit meiner Art, Timmy auszufragen, nicht einverstanden war. Tatsächlich kann ich auch nicht ausschließen, dass dabei eine gewisse Aggressivität mit im Spiel war. Schließlich war Timmy ja gerade dabei, mir meinen letzten Abend mit Paula zu verderben.

Timmy sah mich durchdringend an: "Ist es etwa würdevoller, allein in einem ganzen Haus zu leben, während andere auf der Straße leben müssen? Abgesehen davon fühle ich mich auch viel freier, seit ich das Haus nicht mehr besitze. Den Sommer über lebe ich jetzt im Wald, in einer verlassenen Holzarbeiterhütte. Da ist die Luft viel besser – und dann gibt's im Wald ja

auch lauter Bio-Produkte umsonst: Beeren, Pilze, Kräuter ...
Man muss sich halt nur auskennen!"

Paula schenkte Timmy ein wohlwollendes Lächeln. Jetzt fühlte ich mich erst recht zum Widerspruch herausgefordert. "Und wie sieht es mit Strom und fließendem Wasser aus?" fragte ich beiläufig.

"Wozu brauche ich denn fließendes Wasser, wenn ich einen See um die Ecke habe?" fragte Timmy triumphierend zurück.

"Na ja", frotzelte ich, "Seife scheint es an deinem See aber nicht zu geben. Um ehrlich zu sein: Es müffelt schon ein wenig nach Raubtier in deiner Nähe."

Er lachte verächtlich auf. "Das ist doch alles nur Gewöhnungs-sache! Menschen müffeln nun einmal – das ist ihre Natur. Und mir ist mein natürlicher Geruch allemal lieber als dieses Duftgewölle aus chemischen Zusätzen, das einen hier" – er rümpfte demonstrativ die Nase – "von überallher anweht."

Die Müllerzeugungsmaschine

Die Kellnerin trat an unseren Tisch und brachte uns, was wir bestellt hatten. Während Paula sich sogleich über ihre Eisschokolade hermachte, ließen Timmy und ich unsere Cappuccinos zunächst unberührt vor uns stehen.

"Also jetzt mal Hand aufs Herz", griff ich den Gesprächsfaden nach einer Weile wieder auf. "Warum hast du denn nun wirklich dein altes Leben weggeworfen? Immerhin hattest du ein gemütliches Haus, einen festen Job ... So etwas gibt man doch nicht so ohne weiteres auf!"

Timmy sah mich herausfordernd an: "Eigentlich müsstest du ganz genau wissen, was den Ausschlag dafür gegeben hat."

Er weidete sich einen Augenblick lang an meinem verdutzten Blick, dann setzte er hinzu: "Du hast doch damals selbst gesagt, dass ich mit meiner Konsumverweigerung das wirtschaftliche Wachstum untergrabe. Da habe ich halt die Konsequenzen gezogen und bin gleich ganz ausgestiegen. So habe ich mit dem Ganzen jetzt einfach nichts mehr zu tun. Beide Welten sind sauber voneinander getrennt."

Ich sah ihn fassungslos an: "Und das glaubst du wirklich?"

"Ja, klar", beharrte er trotzig. "Warum auch nicht?" Insgeheim spürte er wohl selbst, dass er, wenn er wirklich hätte aussteigen wollen, auf den Mond oder besser noch in eine andere Galaxie hätte auswandern müssen.

So gelang es ihm nur kurz, den Ärger über den Spiegel, den ich ihm vorhielt, herunterzuschlucken. Dann brach es regelrecht aus ihm heraus: "Dieses ganze Wachstumsgerede ist doch letztlich eine einzige große Münchhausen-Geschichte! Wachstum – das hört sich so organisch an, das klingt nach Natur, nach Bäumen und Pflanzen und Blümelein. Dabei läuft wirtschaftliches Wachstum doch letztlich auf das Gegenteil hinaus. Es bedeutet, dass immer neue Dinge produziert werden, von denen uns eingeredet wird, dass wir sie unbedingt kaufen müssen, obwohl sie in Wahrheit niemand braucht. Und wenn sich dann alle mit den unnötigen Dingen eingedeckt haben, werden wieder neue unnötige Dinge erfunden, die angeblich viel effektiver sind als die alten und die man unbedingt haben muss, wenn man mit der Zeit gehen will."

Heute wird einem dazu noch suggeriert, dass die neuen Geräte viel ökologischer seien als die alten, dass man durch das Wegwerfen des Alten und den Erwerb des Neuen also die Umwelt schone. So etwas nennt man dann 'Versöhnung der Ökonomie mit der Ökologie'. Dabei wäre das doch allenfalls dann möglich, wenn man vorher die Art des Wirtschaftens und die ihr zugrunde liegende Lebensweise ändern würde. In Wahrheit ist diese ganze Wachstumsökonomie doch nichts anderes als eine gigantische Müllerzeugungsmaschine!

Aber wehe, du sprichst offen aus, dass der König nackt ist! Dann bist du ein Ewiggestriger, ein Fortschrittsfeind, ein realitätsfremder Spinner – und wenn all die Anwürfe dich noch nicht zum Schweigen gebracht haben, diffamiert man dich auch noch als Asozialen, weil du mit deiner Kaufverweigerung angeblich Arbeitsplätze gefährdest."

Münchhausen-Geschichten

Timmy hatte sich so in Rage geredet, dass er gar nicht mehr auf seine Umgebung achtete. Er war richtig laut geworden und hatte sich halb von seinem Stuhl erhoben, als würde er sich mit seiner Rede an ein größeres Auditorium wenden.

So war es kein Wunder, dass die anderen Gäste in dem Straßencafé sich immer ungenierter zu uns umwandten. Es war ja auch wirklich ein nicht alltägliches Schauspiel, das wir da boten: eine Südseeschönheit mit einem hilflosen Trabanten, die den wirren Reden eines verhinderten Gurus lauschten. Als unbeteiligter Zuschauer – der ich in der Tat viel lieber gewesen

wäre – hätte ich mir diese Aufführung wohl auch nicht entgehen lassen.

Leider war Timmy durch nichts zu bremsen. Es gab einfach keine Atempause in seinem Redeschwall. So gelang es mir auch nicht, ihn mit irgendeinem lockeren Spruch zur Besinnung zu bringen.

"Weißt du, was dieser ewige Verweis auf die Überlebensnotwendigkeit des Wachstums ist?" ereiferte er sich weiter. "Nichts anderes als Erpressung – nackte, brutale Erpressung! Und eine solche Erpressung ist geradezu ein Wesensmerkmal dieser ganzen Wirtschaftsweise. Am Anfang wird etwas hergestellt und mit einem Propagandaaufwand, der jeden Diktator vor Neid erblassen lassen würde, in den Markt gedrückt. Immer nach dem Prinzip: Schnelligkeit geht vor Gründlichkeit! Wenn es nämlich die ersten kritischen Untersuchungen zu der bahnbrechenden Neuentwicklung gibt, hat die sich längst zu einem ganzen Wirtschaftszweig ausgewachsen.

Wer dann davor warnt, dass das neue Lieblingskind der Wachstumsindustrie schädliche Nebenwirkungen haben könnte oder dass es in der Summe mehr Schaden als Nutzen bringt, dass es gar nicht hält, was es verspricht, dem entgegnet man einfach achselzuckend: 'Sorry, jetzt hängen schon zu viele Arbeitsplätze dran – da gibt's leider kein Zurück mehr.'

Wenn dadurch wenigstens das befördert würde, was angeblich das Ziel dieses ganzen Systems ist – die freie Entfaltung des Individuums –, ja, dann könnte man vielleicht noch über die Nachteile hinwegsehen. De facto entfremdet diese Wirtschaftsweise den Einzelnen aber in fundamentaler Weise von

sich selbst, indem sie ihn dazu zwingt, sich auf das Materielle, den äußeren Schein der Dinge, zu konzentrieren."

Die verlorene Dunkelheit Gottes

Timmy ließ sich in seinen Stuhl sinken und nahm einen Schluck von seinem Cappuccino. Ich hoffte schon, sein Monolog wäre zu Ende, aber da hatte ich mich leider getäuscht. Kaum hatte er seine Tasse abgesetzt, sprudelte es weiter aus ihm heraus.

"Erinnerst du dich noch daran, wie wir einmal eine ganze Nacht lang zusammen Rilke gelesen haben?" fragte er, nun etwas versöhnlicher klingend. "An das Stundenbuch und den Mönch, der in der Abgeschlossenheit seines Klosters um 'Gott, um den uralten Turm', kreist?"

Weißt du noch? 'Gott dunkelt hinter seinen Welten ...' Das heißt doch: Wenn ich zu dem Grund des Erschaffenen vordringen möchte, wenn ich ein Gespür für das Sein hinter den Erscheinungen, das, was ihnen ihre Lebensfülle verleiht, bekommen möchte, muss ich von Zeit zu Zeit in die Dunkelheit eintauchen, still in mich hineinhören, das Nichts erlauschen, die Wahrheit, die hinter den Dingen ruht ...

Wir aber fluten unsere Städte mit Licht und Lärm, und wenn uns die Energie dafür ausgeht, produzieren wir neue Dinge, die vielleicht neue Energie erzeugen, zugleich aber auch neue Energie verbrauchen, so dass wir für die Gewinnung der neuen Energie selbst wieder neue Energie erzeugen müssen, anstatt sie irgendwo anders einzusparen.

In der Summe umstellen wir uns so nur mit noch mehr Dingen, wir stopfen den ganzen Raum mit Materie voll, verfangen uns in unserem selbst gesponnenen Wachstumsnetz und nehmen die Welt nur noch wie durch Gitterstäbe hindurch wahr.

Natürlich sind die Dunkelheit, die Stille und die Leere an sich nichts Erstrebenswertes, ja, sie sind, für sich genommen, ebenso wenig existent wie die Freizeit, die nur dadurch entsteht, dass es entfremdete, enteignete Zeit gibt. Dort, wo es kein Licht gibt, gibt es auch keine Dunkelheit, sondern nur ewige Nacht. Und dort, wo es keine Geräusche gibt, gibt es auch keine Stille, sondern nur Lautlosigkeit.

Wenn ich aber in einer Welt der Erscheinungen lebe, muss ich von Zeit zu Zeit von den Dingen zurücktreten, um nicht das Gespür dafür zu verlieren, dass es sich bei dem, was wir sehen, nur um Abbilder handelt – um mögliche, aber nicht notwendige Erscheinungsformen des Seins, um reine Phantasieprodukte unseres Gehirns.

Wir jedoch tun das Gegenteil: Wir binden uns an den äußeren Schein, wir beten die Dinge an wie Fetische, die uns vor dem beschützen sollen, was wir am meisten fürchten. Dabei könnte uns gerade das, was wir aus unserem Alltag vertreiben, der Wahrheit des Seins näherbringen: die Dunkelheit, die Leere und die Stille. Ich warte nur noch darauf, dass irgendwann jemand einen elektrischen Arschabwischer erfindet, um die Stille endlich auch von dem 'stillen Örtchen' zu vertreiben ..."

Paula und Timmy

Nachdem Timmy seine Grantel-Arie endlich beendet hatte, kam er mir vor wie ein Schlafwandler, der plötzlich aus seiner Traumwelt aufschreckt. Betroffen blickte er in die vielen Augen, die auf ihn gerichtet waren und die sich nun, in ihrer Schaulust ertappt, verschämt von ihm abwandten.

Wie stets, wenn jemand seine Seele vor anderen mehr entblößt, als es die Beziehung verträgt, trat ein peinliches Schweigen ein. Ich war ganz benommen von der großen Wutrede, deren Furor noch eine Weile in mir nachhallte.

Dass Timmy sich bei seinem Loblied auf die Dunkelheit und das einfache Leben ausgerechnet auf Rilke berufen hatte, hätte mich noch nachträglich beinahe zum Lachen gereizt. Denn Rilke, dieser Dichterkönig und Freund der Adligen, der sich von seinen hochwohlgeborenen Freunden auf deren Schlössern verhätscheln ließ, wäre doch der Letzte gewesen, der als Waldschrat den Annehmlichkeiten dieser Welt entsagt hätte!

Eine Zeitlang verharrte ich schweigend auf meinem Platz, gelähmt von der Atmosphäre der Entzweiung, die sich zwischen uns ausgebreitet hatte. Auch Paula sagte nichts, doch war ihr Schweigen ganz anderer Art. Es war eher ein Schweigen aus tiefer Übereinstimmung als ein Schweigen der Entzweiung. Jedenfalls wirkte es so auf mich durch die aufmunternden Blicke, die sie Timmy zuwarf.

Als ich gezahlt hatte und wir uns von unseren Plätzen erhoben hatten, verabschiedete ich mich von Timmy mit einem lauwar-

men Händedruck. Paula dagegen trat zu meiner Überraschung auf Timmy zu und umarmte ihn lange und innig. Es schien mir sogar so, als würde sie ihm dabei etwas ins Ohr flüstern. Nun war meine Stimmung endgültig auf dem Nullpunkt angelangt!

Abschiedsschmerz

Am folgenden Tag reiste Paula ab. Nachdem ich sie zum Flughafen begleitet hatte, brachte ich es nicht fertig, gleich in die leere Wohnung zurückzukehren. Ich fühle mich immer irgendwie verlassen, wenn Paula wieder weg ist.

Dieses Mal aber kam noch etwas anderes hinzu. Nach Timmys wortreichem Rundumschlag fühlte ich mich bei den banalsten Alltagsverrichtungen – dem Betätigen eines Lichtschalters, dem Einschalten des Fernsehers oder dem Biss in ein getoastetes Brötchen – auf einmal irgendwie verunsichert. Meinem Alltag war jene Selbstverständlichkeit abhandengekommen, die ihn erst zu einem solchen macht.

So schlenderte ich eine Zeitlang ziellos durch die Straßen. Dabei kam ich auch an der Stelle vorbei, wo ich Timmy am Abend zuvor getroffen hatte. Allerdings hatte er seinen Posten noch nicht wieder bezogen. Wahrscheinlich, dachte ich bei mir, schämte er sich noch immer für seinen lächerlichen Auftritt und war deshalb erst einmal auf Tauchstation gegangen.



Asyl im Paradies

Als Paula mich das nächste Mal besuchte und das Gespräch irgendwann auf Timmy kam, lächelte meine Südseesphinx auffallend geheimnisvoll.

Natürlich habe ich sie gleich gefragt, was sie vor mir verberge. Paula genoss zunächst meine Neugierde und ließ mich noch ein wenig zappeln. Dann bekannte sie mit einem koketten Augenaufschlag, auf eine unserer zahlreichen Diskussionen anspielend: "Wir haben Timmy Asyl gewährt."

"Wie bitte?" rief ich aus. "Timmy lebt jetzt bei euch?"

Paula nickte nur, belustigt über meinen Ausbruch. Die Vorstellung, dass dieser Totalverweigerer nun ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht an meinem Sehnsuchtsort genoss, während ich nur alle paar Monate daran schnuppern durfte, war wie ein Schlag ins Gesicht für mich. Ich brauchte einige Zeit, um mich davon zu erholen.

Mittlerweile sehe ich das Ganze schon wieder etwas gelassener. Natürlich nagt die Eifersucht noch immer an mir. Aber ich weiß ja schon lange, dass ich Paula mit anderen teilen muss. Sie ganz für sich haben zu wollen, wäre so, als wollte man die Luft besitzen, die man atmet.

Bildnachweise

Cover-Bild: Kastazyna Bruniewska: Rudowłosa Piękność (Rothaarige Schönheit)

Bilder zu den einzelnen Kapiteln:

Wie ich Paula kennengelernt habe: **1.** Efes: Frau über Flammen; **2.** Johannes Plenio: Insel bei Sonnenuntergang (beide Bilder von Pixabay)

Die Egoismusfalle: **1.** Unbekannter Fotograf: Fifty-fifty (1922); Library of Congress, Washington (Wikimedia commons); **2.** wal_172619: Skulptur eines Paares unter einem Regenschirm (beide Bilder von Pixabay)

Staffelarbeiten: Kümpfel: **1.** Jugendbrigade der volkseigenen Güter (Ost-)Berlins bei der Feldarbeit; August 1950; Koblenz, Deutsches Bundesarchiv; **2.** Kevin Grienbaum / Holding Graz: Alex als Müllmann, Oktober 2013 (beide Bilder von Wikimedia commons)

Die Würde des Produzenten: **1.** Andreas (Portraitor): Näherin in Ruanda; **2.** lasphotodesign (Portugal): Näherin (beide Bilder von Pixabay)

Die Muschelkonferenz: Paolo Porpora (1617 – ca. 1673): Stillleben mit Muscheln (Wikimedia commons)

Das Versöhnungsgespräch: **1.** Paul Gauguin (1848 – 1903): Der Markt (Ta matete, 1892); Kunstmuseum Basel (Wikimedia commons); **2.** Jill Wellington: Silhouette einer Frau bei Sonnenaufgang (Pixabay)

Das Spiegelprinzip: **1.** Beate Bachmann (Spirit111): Spiegelbild (Pixabay); **2.** Gunawan Kartapranata: Künstlerisches Porträt von Kanjeng Ratu Kidul, einer Göttin, die in Teilen der indonesischen Insel Java verehrt wird; 2013 (Wikimedia commons)

Der Palmweinkonvent: **1.** Feierliches Kavatrinken auf Tonga (Kava: Pflanze mit entkrampfender, leicht berauschender Wirkung); aus: Buschan, Georg: [Die Sitten der Völker](#): Liebe, Ehe, Heirat, Geburt, Religion, Aberglaube, Lebensgewohnheiten, Kultureigentümlichkeiten, Tod und Bestattung bei allen Völkern der Erde, Abb. 48. Stuttgart 1914: Union Deutsche Verlagsgesellschaft; **2.** Abb. aus ebd., S. 34.

Der Pulsschlag Gottes: **1.** European Southern Observatory: Tief im Herzen des Orionnebels; eso1625de-at (eso.org, 12. Juli 2016, Pressemitteilung: [VLT-Infrarotaufnahme bringt unerwartet viele Objekte niedriger Masse zu Tage](#)); **2.** Steve Buissinne: Hügel in der Abenddämmerung (Pixabay)

Die Interinsulare Polizei: **1.** Arnold Böcklin (1827 – 1901): Der Krieg (1896); Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister; **2.** Heinrich Vogeler (1872 – 1942): Das Leiden der Frau im Kriege / Trauernde Frauen (1918); beide Bilder von Wikimedia commons

Der Aussteiger: **1.** Paul Müller-Kaempff (1861 – 1941): Landschaft mit Mond; Unterlüß, Albert-König-Museum (Wikimedia commons); **2.** Johannes Plenio: Sonnenuntergang am Meer